Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

Nr. 12 — Gotha, 15. Juni 1929 — 43. Jahrgang

Inhalt: Elite [Sp. 561] — Der Gegensatz von Seele und Geist: Leibnitz, Carus, Klages. Erste Hälfte [Sp. 562] — Eine Theologie des Verstehens: Stephan [Sp. 568] — Die Freiheit der Gewissen und die Geltung der Wahrheit. Ein Nachwort zu Speyer. Erste Hälfte [Sp. 574] — Zum Verständnis des Marburger Religionsgesprächs 3 [Sp. 578] — Ein deutsches Choralbuch. Greulich [Sp. 579] — Zeitung, die werden soll [Sp. 581] — Der Kampf um das Recht des unehelichen Kindes [Sp. 585] — Schwestern [Sp. 590] — Friedrich Griese [Sp. 597] — Bücher und Schriften: Das neue Denken (Herrigel); Der wahre Talmudjude (Katz); Corpus christianum bei Luther (Matthes); Ein sonderbarer Abt (Seilacher); Zentrale und periphere Gemeindearbeit (Veller); Evangelische Lebenskunde (Bungenberg, Eberhard); Goethes Leben (Müller); Vom weißen Kreuz zur roten Fahne (Hölz) [Sp. 600] — Der Evangelisch-Soziale Kongreß in Frankfurt a. M. Zweite Hälfte [Sp. 603] — Wöchentliche Chronik [Sp. 605] — Verschiedenes: Unsere Balten; Eine eigenartige Ausstellung; Indiskrete Frömmigkeit; Vom Bubikopf; Kleine Mitteilungen [Sp. 606] — Versammlungskalender [Sp. 608] — Anzeigen

Elite

Ihr seid das auserwählte Geschlecht . . . 1 Pet. 2, 9

Als die heilsame Gnade Gottes in Christus auf Erden erschienen war, ist das Resultat — Kirche. Wir sagen absichtlich nicht: Reich Gottes. Warum, davon später. „Christ fuhr gen Himmel" — und nun ist die Kirche da.

Wenn man von der Bibel herkommt, vom Neuen Testament, und wüßte gar nichts von der Kirchengeschichte, die darauf gefolgt ist: wie stellt man sich da den weiteren Gang der Dinge vor? Was muß dann da sein, solange die Erde steht und Menschen auf ihr wohnen, als Wirkung der Erscheinung der göttlichen Gnade in Christus? Kirche wird da sein müssen. Volk Gottes.

Menschen mit einer besonderen Erfahrung. Von einer besonderen Art. Menschen, die ausgezeichnet sind vor andern. Elite. — Elite ist die beste Übersetzung für Ekklesia. Das deutsche Wort Auslese, scheinbar ganz entsprechend, wirkt zerstreuend, Elite wirkt sammelnd. Es handelt sich nicht um die, die draußen bleiben, die im Nachteil sind. Es handelt sich um die drin, die Erlesenen, Erwählten, Beglückten, die im Vorteil sind. Es handelt sich um eine positive Wirkung Gottes. Um eine neue Schöpfungstat. Gott sprach: Es werde! Und es ward. — Sehen wir näher zu: Christus die Urzelle. Um ihn, an ihm Zelle um Zelle. In den Zellen ein besondres Leben, ein besondrer Geist.

Sie hatten alsbald Bräuche, Einrichtungen, Ämter, hatten ihre Zusammenkünfte, ihren Zusammenschluß. Das ist nun so bei uns Menschen: wir haben nichts innerlich, das nicht sich äußerte. Aber die Erfahrung, das Glück, das sie vor Andern voraus hatten, war etwas ganz Innerliches: Gott hatte sie besucht, sein Wort, sein Geist wohnte unter ihnen, in ihnen.

Und die draußen? Wie kamen sie dazu, daß sie draußen blieben? Ja sie sollten ja gar nicht draußen bleiben. Eine ungeheure Anziehungskraft sollte von der Elite ausgehn, sie sollten alle hereingezogen werden in die selige Gottesnähe, in den heiligen Gottesdienst.

Waren's darum lauter Heilige? Ja und nein. Nein, sofern Torheit und Sünde ihnen immer noch anhaftete. Ja, sofern ein siegreich Neues über ihre Untugend die Herrschaft gewonnen hatte. Menschen noch immer, genau wie die draußen; darum eben Boten an Jedermann: Kommt, es ist alles bereit.

Und wenn eine solche Elite nicht da wäre, gäbe es auch keinen Gott. Oder er bliebe den Menschen doch so ferne, daß sie nicht an ihn „glauben" könnten. Jesu glaubten die Jünger, da hatten sie Gott. Den Aposteln glaubten die ersten Christen, da wurde derselbe Gott, der Vater Jesu Christi, ihr Gott.

Solange es heute eine Elite von Christen gibt, wird die Welt an Gott glauben. Wenn aber die Kirche das nicht mehr ist, wenn sie diese Zeugen einer besonders erfahrenen Gottesgnade nicht mehr in die Welt hinausstellt, wird alles „Wort", alles „Amt", alle „Kirche" leeres Phantom. Eine ungemeine Anziehungskraft des Glaubens und der Liebe geht von der echten Kirche aus. Ein Noblesse oblige, um noch einmal in der Fremdsprache zu reden, dem sich alles Unedle und Edle in der Welt beugen muß. Eine Macht der Exklusive gegen alles Gemeine und Schlechte, der Inklusive für alles Reine und Gute.

Wenn aber das Salz dumm wird? Finis ecclesiae. R

Der Gegensatz von Seele und Geist

1. Von Leibnitz zu Goethe — 2. Carus (Bachofen, Fechner) — 3. Klages (Nietzsche, Seidel, Scheler)

1. Von Leibnitz zu Goethe

„Denken kürzt das Leben" war ein Wort der alten Griechen. Ich ging mit einem jungen Mädchen in den Abend hinein. Die Sterne stiegen; ich nannte ihre Namen und gab ihre Geheimnisse preis. Lange schwieg das Mädchen. Dann sagte es leise: „Warum zerstörst du die himmlische Schönheit?" Also zerreißt Klugheit auch die Schönheit der Welt? Noch fällt mir eine Stelle aus einer Novelle von Paul Heyse ein. Freund und Freundin wandern durch die Ruinen des Kolosseums. Ärgerlich bemerkt er: „Die Archäologen, diese modernen Vandalen, haben nicht geruht, bis sie auch hier ihr gelehrtes Unheil angerichtet und die herrliche Wildnis, die hier so lange unberührt gewuchert hat, um ihren Zauber gebracht haben. Nun sieht man die häßlichen nackten Fundamente zu Tage liegen und ist ein wenig klüger, aber nicht glücklicher geworden." „Es ist immer die alte Geschichte" erwidert sie „vom Baum der Erkenntnis, dessen Früchte uns um das Paradies bringen." Aber merkwürdig, daß gerade eine Frau, allerdings eine sehr geistvolle, Ricarda Huch, in ihrer „Blütezeit der Romantik" bemerkt: „Wie wunderbar ist es, daß der ‚Faust' mit den Worten schließt: ‚Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan.' Denn das Ewig-Weibliche ist das Prinzip der Erlösung, nämlich das Bewußtwerden des Unbewußten, die unendliche Revolution, die Eva einleitete, als sie den Apfel der Erkenntnis pflückte."

Wohnt unser Glück im Bewußten oder im Unbewußten? Ist es nicht so, daß das Glück allemal im Entschwinden ist, wenn wir eben anfangen, seiner bewußt zu werden? Daß die Kindheit ihre runde Schönheit erst in der Erinnerung empfängt und der „schöne Augenblick" eben darum nicht verweilt, weil man ihn täppisch zu fassen versucht? Die bunte Lust des Schmetterlings ist in dem Moment dahin, wo man ihn „begreift".

Es ist ein Rätsel, um das die Romantik sehr tief gegrübelt hat. Es ist ja nicht wahr, daß sie, hingegebener

an das Unbewußte als irgendeine frühere Zeit, es einseitig nur verherrlicht habe. Novalis sagt: „In jedem guten Gedicht muß alles Absicht und alles Instinkt sein." Er räumte also schon in der Kunst dem bewußten Willen eine große Macht ein. In der Auffassung der Sittlichkeit geht er aber noch weiter: „Alles Unwillkürliche soll in Willkürliches gewandelt werden." Und Ricarda Huch stellt mit Recht fest, daß für jenen Kreis das Wort Romantisieren bald bedeutete: Aus dem Bewußten in das Unbewußte wechseln, bald gerade das Umgekehrte. Jedenfalls ist es der Romantik eigen, daß sie die Tür zwischen beiden Welten offen hält und daß sie schließlich, im Gegensatz zur Aufklärung, den im Bewußtsein gefestigten Willen nur ansieht, wie Paulus das Gesetz betrachtete, als einen Zuchtmeister, der abgetan wird, wenn, in seiner Enge aus der Tiefe emporgestiegen, das Leben nun frei dahinströmt. Es ist durchaus in diesem Sinne und sicher auch den letzten Gedanken von Novalis entsprechend, wenn Rilke sagt:

Was noch Keiner zu wollen wagte,
wird mir einmal unwillkürlich sein.

Wir halten diesen Gedanken fest: die wissende Epoche ist immer nur eine Zeit der Übung, aus der zuletzt das Leben in unbewußter Schönheit sich frei entfaltet.

Doch ist es nicht die Romantik, welche zuerst die Bedeutung des Unbewußten und Unterbewußten für das Leben erkannt hat. Schon Jakob Böhme rührt an diese Geheimnisse. In der Philosophie von Leibnitz fängt das Unterbewußte an, eine Rolle zu spielen. Auf ihn wohl noch mehr als auf Spinoza (dessen strenger Parallelismus zwischen Geist und Körper dem Unterbewußten kaum ein Eigenleben gestattet) sind Gedanken von Lessing und Goethe in dieser Richtung zurückzuführen. Bei Lessing darf man an jene berühmte Stelle in seinem Gespräch mit Jacobi erinnern: „Es gehört zu den menschlichen Vorurteilen, daß wir den Gedanken als das Erste und Vornehmste betrachten, aus ihm alles herleiten wollen; da doch alles, mitsamt den Vorstellungen, von höheren Prinzipien abhängt. Ausdehnung, Bewegung, Gedanken sind offenbar in einer höheren Kraft gegründet, die noch lange nicht damit erschöpft ist. Sie muß unendlich vortrefflicher sein, als diese oder jene Wirkung; und so kann es auch eine Art des Genusses für sie geben, der völlig außer dem Begriffe liegt. Daß wir uns nichts davon denken können, hebt die Möglichkeit nicht auf. Spinoza war fern davon, unsere elende Art, nach Absicht zu handeln, für die höchste Methode auszugeben und so den Gedanken obenan zu setzen."

Jacobi will dann beweisen, daß in allen endlichen Naturen die Geistigkeit der beste Teil sei. Nach Analogieschluß auch beim unendlichen Gott. Lessing leugnet die Gültigkeit dieses Schlusses und, da er fürchtet, daß ihm nun Jacobi mit Leibnitz kommt, vermutet er, daß auch nach Leibnitz bei Gott ein Letztes ist, das mit keinem Begriff, also auch mit dem der Geistigkeit mehr zu erfassen sei. Lessing wächst hier wirklich weit über die Aufklärung hinaus. Er stand auf der Höhe seiner geistigen Entfaltung. Gerade sein theologischer Streit hat ihn erst völlig in die höchsten Fragen hineingestoßen. Aber, nun ganz einsam, tastet er sich mit Vorsicht weiter, verbirgt viel, was bereits in ihm wächst, und wird im Tode entzwei gebrochen, ehe er die Pyramide seines Lebens, die er wahrlich in erstaunlicher Breite angelegt hatte, zur Höhe führen konnte. Er gilt auch heute noch wesentlich als ein Mann der Aufklärung.

Einer aber fühlt seinen höheren Willen, Herder. Und dieser hatte freilich nun noch mehr geöffnete Augen für die irrationalen Mächte, als der behutsam voranschreitende Lessing, und gerade darum trat er in Gegensatz zu Kant, weil zwar Kant die Welt der Geheimnisse auch verehrte, nur daß er sie verschloß in das Ding an sich und dieses auf sich beruhen ließ, da man mit der Methode des kausalen Denkens über diesen Abgrund nicht mehr hinweg kam. Wenn man aber bedenkt, daß für Kant die gesamte Welt der Wirklichkeit so, wie wir sie sehen, eine Illusion unseres Geistes ist, sollte man nie davon sprechen, daß er die letzte und höchste Vollendung der Aufklärung ist. Mindestens ist er auch ihr Ende.

Der Typ des echten und in seiner Weise auch wirklich bedeutenden Aufklärers ist Reimarus. Ihm galt das Alte Testament schon darum für kein Buch der Offenbarung, weil es die Unsterblichkeit nicht lehre, die doch dem vernünftigen Denken so verständlich und selbstverständlich sei. Dagegen haben auch die modernsten Philosophen mit ihrer geringen Einschätzung des kausalen Denkens kein Recht, über Kant zu lächeln als einen Denker, der „phantastisch" (Klages) überschätzt worden sei. Kant wußte nur allzu gut, daß, wenn er sich wesentlich darauf beschränkte, die moderne Wissenschaft zu begründen, er damit nur einen sehr schmalen Weg hineinbaute in die Welt des Wirklichen.

Wahrhaft bedeutsam aber für die Erkenntnis vom Wert des Unbewußten ist Goethe. Es gibt ja überhaupt gegenwärtig kein geistiges Gebiet, über das er nicht maßgebende Worte gesprochen hätte. Darum hat es sein Mißliches, sich auf ihn zu berufen, weil sich Alle auf ihn berufen können und in jeder noch so feinsinnigen Abhandlung ein zitiertes unbekannteres Goethewort plötzlich wie ein Blitz aufleuchtet und alles überstrahlt. Aber, obgleich nun stets ein feines Lächeln bei den Wissenden sich zeigt, sobald man Goethe laut werden läßt, kann man seine Worte dennoch nicht entbehren.

Goethe sagt, daß „wir unbewußt stets das Beste leisten"; daß „unser redlichstes Bemühen nur im unbewußten Momente glückt"; daß „der Mensch nicht lange im bewußten Zustand verharren kann; er muß sich wieder ins Unbewußtsein stürzen; denn darin lebt seine Wurzel". Goethe hat bewußtes kausales Denken bis zur Vergeistigung in reine Mathematik nicht verachtet. Er hat seine Freude bekannt, daß große Männer gerade hierin das unbedingt Notwendige leisteten; aber zugleich auch geäußert, ihm sei das nicht gegeben. Er war keine kritische, die Elemente scheidende Natur, sondern eine synthetische, den Zusammenhang erschauende. Er war darum durch und durch positiv. Das Leben selbst hatte es ihm angetan, das in kein Gesetz sich spannen läßt, das immer wieder in die Tiefe des Unterbewußten verströmt. Auch er war, ganz modern, unermüdlich in unendlichen Beobachtungen; aber er wartete dann mit unsagbarer Geduld, bis die Intuition in ihm aufleuchtete und ihm strahlende Gewißheit gab, wenn auch niemals Beweisbarkeit. So drang er weiter vor in das Reich des „Unbetretenen, nicht zu Betretenden" als alle seine Zeitgenossen und stand doch immer wieder ehrfürchtig vor den unfaßbaren Urphänomenen still. Das Unbewußte hob vor ihm manchen seiner Schleier, hinter den die strengste Mathematik nicht dringen konnte. Aber wie er immer vor abschließenden Urteilen sich hütete, so fiel es ihm auch nicht ein, dieses geheimnisvolle Unbewußte, diese Welt der Mütter auf einmal gleichsam zur Gottheit zu erheben. Er hielt die Möglichkeit offen, daß irgendein Bewußtes dennoch in der Gesamtwirklichkeit allgegenwärtig sei, wie es schon der 33jährige formuliert hatte: „Gedacht hat sie (die Natur) und sinnt beständig; aber nicht als ein Mensch, sondern als Natur. Sie hat einen eigenen allumfassenden Sinn vorbehalten, den ihr Niemand abmerken kann."

Von allen großen Systembildern nach Kant und Goethe erwähne ich nur noch Schopenhauer, der geradezu auf der Synthese von Unbewußtem und Bewußtem sein System gegründet hat; der den Willen als unbewußten Trieb faßte, der erst bei seinen höchsten Gestaltungen notwendig den Intellekt zu seinen Geschöpfen hinzufügte, bis der Intellekt, so gut wie der Wille aus letzter geheimnisvoller Urkraft quellend, die nutzlose Qual des ewigen

Wollens durchschaute und der entsetzlichen ziellosen Tätigkeit sein großes Nein entgegenstellte. Dann ist die Welt von allem Wissen und Wollen erlöst. Die Krone der Menschheit hat sich ihm als Dornenkrone herausgestellt. Eduard von Hartmann ist diese Bahn weitergeschritten; im Grunde aber hat er es doch nur zu weiteren Spekulationen gebracht, nicht zu dem, wonach wir nun dürsten: zu einer Wissenschaft vom Unbewußten.

2. Carus (Bachofen, Fechner)

Man darf wohl sagen, daß die eigentliche Wissenschaft vom Unbewußten mit Carus beginnt. Mit größter Energie hat hierauf Ludwig Klages gewiesen, der auch die „Psyche" von Carus (1846 erstmalig erschienen) 1926, ein wenig verkürzt, neu herausgegeben hat. Carus, der noch Goethe nahe treten durfte und vielfach dessen Geistesblitze wissenschaftlich fundiert hat, ist achtzigjährig 1869 als Arzt in Dresden gestorben; er schwingt seinem ganzen Wesen nach noch im Kreis der Romantik, eng befreundet einem Caspar David Friedrich und auch selbst als Maler nicht unbeachtlich. Er gehört zu den im Goetheschen Sinne universalen Geistern, mit offenen Augen und nie verkümmertem Herzen die ganze Welt umfassend, in seinem Beruf geschätzt, fachwissenschaftlich anerkannt, aber zugleich literarisch sich weithin verbreitend; eine athenische Natur, auch in der edlen Form seines Kopfes, in seinem tiefen Behagen am Leben und seinem reifen Hineinwachsen in alle Bezüge desselben; eine Persönlichkeit, wie unsere Zeit sie kaum mehr werden läßt; ohne Rast, ohne Hast.

Eine Stelle aber im Geschehen der Dinge reizte ihn am meisten: jenes Gebiet, in dem Bewußtes und Unbewußtes ineinander übergehen und voneinander sich scheiden. Du Bois-Reymond rechnete später den Sonnenaufgang des Bewußtseins aus der Materie (oder war es Sonnenuntergang des in sich bis dahin still beglückten Lebens?) zu den sieben Welträtseln, die uns mit dem ewigen ignorabimus belasten. Freilich: Reymond anerkannte keine Seele, sondern nur Stoff und Geist. Für Carus aber steht im Mittelpunkt alles Lebens die Seele (darum sein Hauptwerk „Psyche"). Alles Leben fließt von Gestaltung zu Gestaltung. Der Bildungstrieb jeder Gestalt ist die Seele. Töricht alles Grübeln über den Zusammenhang von Seele und Leib. Denn der Leib ist nicht etwas in sich Ruhendes, sondern ein Fließen, dem Seele und immer wieder Seele Form gibt. Nur daß in allem Sichtbaren die Seele nach außen tritt, in allem Unsichtbaren das Geformte selbst sich erfaßt (neben vielen Denkern auch die Anschauung Schopenhauers). Alles, was im Organismus geschieht, ist eine Summe von Funktionen ein und derselben Seele (ähnlich wie Spinoza Gott und Natur in Eins faßt, nur daß er, mehr auf das Sein als auf das Werden der Dinge gerichtet, lieber von Modalitäten als von Funktionen spricht). In jeder Funktion erfühlt sich die Seele in besonderer Weise: in der Funktion des Atmens als Freudigkeit und Mut; wenn das Atmen stockt, als Angst. Dann ist das Anhalten des Atems nicht eine Folge der Furcht. Sondern die Furcht wird nur sichtbar im stockenden Atem, wie der Mut sichtbar wird in gehobener Brust. Das Körperliche und das ins Gefühl Tretende sind durchaus ein und dasselbe: die sich erfühlende und zugleich nach außen erscheinende Seele. Bittere Stimmung ist eine Erregung (oder Stockung) im Lebersystem; und in der Funktion der Geschlechtsorgane erfühlt sich die Seele als Lust.

Für unsere Betrachtung aber in diesem Momente entscheidend ist das Bewußtwerden der Seele in der Funktion der Nerven. Die Nerven samt Gehirn sind nicht Leiter und Sammelbecken des Bewußtseins; sondern in den Nerven erscheint das Bewußtwerden der Seele. Alles Geistige also, identisch mit dem gesamten Nervensystem, ist so gut wie atmendes freudiges Gespanntsein eine Funktion der Seele. Die Seele, der Bildungstrieb des Ganzen, ist ein für allemal das Primäre; das Geist-Nerven-Geflecht ein Glied am Organismus des Ganzen. So ist die Seele das Wesentliche in allen lebenden Gestalten, der Geist durchaus nicht. Man kann von der Seele einer Pflanze sprechen, um zugleich die Annahme vom Geist einer Pflanze als Torheit zu empfinden.

Ich mache von hier aus einen Sprung. Man bringt die Frömmigkeit immer mit der Seele, kaum mit dem Geist in Zusammenhang. Nun finde ich freilich nirgends bei Carus eine ganz scharfe Scheidung von Seele und Geist (vielleicht auch unmöglich, da dieser nur Funktion jener ist). Eines Gefühles bin ich mir doch bewußt. Ist das schon Geist? Oder reden wir vom Geist im strengen Sinne erst, wenn wir denken, also etwa Geist-Intellekt? Ist jedes Gefühl schon irgendwie geistbehaftet und damit der Geist schon vorhanden im Urprinzip alles Lebens? Oder taucht er in der Flut des Lebens einmal auf, um dann etwa wieder radikal zu verschwinden? Ist Gott Geist? Oder ist dieser Satz eine Fälschung aller echten Religion? Wir werden bei Klages auf diese Frage zurückkommen. Aber sie mußte schon hier gestreift werden, um die Schicksalsbedeutung der Scheidung von Geist und Seele zu erkennen. Seele gehört ein für allemal zum Körper. Geist kann ein Zufall sein.

Ich benutze diesen Seitensprung, um einen Denker zu nennen, auf den wiederum Klages energisch hingewiesen hat, der in seiner Bedeutung aber wohl noch lange nicht genügend anerkannt ist: Johann Jakob Bachofen, auf dessen halbvergessene und doch wichtigste Gedanken in dem Buche „Mutterrecht und Urreligion" 1927 von Rudolf Marx neu hingewiesen wird. Er ist ein Gegner der herrschenden kritischen Geschichtsmethode, wie Klages ein Gegner der herrschenden intellektuellen Psychologie. Es ist aber für uns Theologen unendlich wertvoll, wie Bachofen (er war ein gelehrter Patrizier in Basel, aber selbst von Overbeck und Nietzsche, so nahe sie ihm geistig stehen, kaum beachtet) sich in geschichtliches Urgeschehen zurücktastet an der Hand uralter Symbole und Mythen, die für ihn keineswegs verflatternde Gebilde phantasievoller Künstler sind, sondern Bilder und Geschichten (die Kulterzählungen legten die Bilder und Symbole fühlend, nicht verstandesmäßig aus), in denen Menschengeschlechter über Jahrtausende hin sich ihre geheimnisvollen Geschicke aus ewig waltenden Mächten deuteten. Und wie Epoche auf Epoche sich der organische Aufbau der Menschheit wandelte, so wandeln sich langsam, aber streng sinnentsprechend die Mythen ab. So werden sie wundervolle Führer in uraltes Geschichtsgeschehen, wobei freilich der sehr äußerliche kausale Zusammenhang des Geschichtsgeschehens (wer ist Ursache = Schuld des Krieges?) zurücktritt und dafür ein geheimnisvolles höheres Walten in allem Geschehen aufleuchtet. Nur eine so fromme Natur wie die des zugleich tiefbohrenden Bachofen konnte hier nie gesehene Wege entdecken, mit Zorn gegen alles bloß intellektualistische und mechanistische Erfassen des erhabenen Ganges der Dinge. Der Stolz auf die gegenwärtige Fülle der Erkenntnisse hatte ein Geschlecht verblendet, das gegenüber dem stillen Wachsen-Lassen alter Zeiten mehr und mehr in eine öde Mache zu versinken drohte. (Daß auch von streng naturwissenschaftlicher Seite aus jetzt die metaphysische Welt wieder Beachtung findet und man sogar an der Hand von Mythen und Sagen bis in ältestes Erdgeschehen zu dringen hofft, zeigt das Buch von Edgar Dacqué „Urwelt, Sage und Menschheit", das 1927 bereits in vierter Auflage vorliegt; ich sehe freilich Dacqués manchmal ungezügelte Phantasie doch etwas kritischer an als Neuberg jüngst in diesem Blatte.

Bachofen, das Seelengeschichtliche betonend, wagt den Ausspruch: „Es gibt nur einen einzigen mächtigen Hebel aller Zivilisation, die Religion." „Das Mysteriöse bildet

deren wahres Wesen." Das Wesen des Mütterlichen (Matriarchat), immer nur seelisch zu erfassen, beherrscht lange Epochen und erfüllt sie zugleich mit Religion. Nur mit deren Hilfe konnte die Frau über den geistig wirkenden Mann siegen. (Ohne Religion wird sie auch heute, bei aller Emanzipation, nur in die Welt der Männer eingereiht; die Bedeutung der Mutterschaft verliert ihre seelische Geltung. Gebt das Gebet der Mutter mit dem Kinde preis, und die wertvollste Produktivkraft der Frau ist verloren.) Doch geht allerdings durch alle Darlegungen ein Schwanken bei Bachofen, ob das geistige Prinzip nicht doch zuletzt das höhere ist (also nicht nur sekundäre Funktion der Seele). Nach ihm ist das Muttertum das tellurische (irdische), das Vatertum das uranische himmlische Prinzip; das Muttertum die Welt der natürlichen Notwendigkeit, das Vatertum die der geistigen Freiheit. Rom hat, zugleich mit Ausbildung der strengsten Staatsidee, hier den Höhepunkt erreicht und in Vergils Aneide den Sieg des Patriarchats gefeiert. Die punischen Kriege bedeuteten einen außerordentlichen Wendepunkt in den Geschicken der Menschheit. Karthago war orientalisch (kosmisch-physisch-seelisch-unbewußt eingestellt), und „als einen Fortschritt haben wir jede Befreiung unseres Geistes aus diesen lähmenden Fesseln anzusehen." Es ist nur eine weitere Folge, daß dasselbe Rom (abschließend in Augustin) dem Christentum die geschichtliche Richtung vom Sieg des Geistes über die Natur gab, daß es die Sünde als die Macht hinstellte, von der es erlösen muß, während die orientalische Kirche noch heute (so in Rußland) das Christentum als Sieg des Lebens über den Tod feiert, also in der Welt des Seelischen, Leiblichen, Naturhaften bleibt, mit Erhebung der Ekstase über die sittliche Entscheidung.

Können dies alles natürlich nur Andeutungen der ungeheuer reichen Geisteswelt Bachofens sein, so kehren wir nun zu Carus zurück, um auch bei ihm dasselbe Schwanken zu finden in der Wertbeurteilung des rein seelischen oder des geistigen Elementes. Wir finden bei ihm denselben Gedanken, daß das Unbewußte (rein Seelische) die Kraft der weiblichen, das Bewußte (Geistige) die Kraft der männlichen Persönlichkeit ist. „Aber in einem wesentlich im Unbewußten befangenen Zustand kann nicht die eigentliche Lebenshöhe der Menschheit gelegen sein." „Was gibt der (gegenüber den brausenden Elementen) so schwachen Individualität des Menschen ihre erhabene Stellung, wenn es nicht das Bewußtsein ist, daß alle jene ungeheuren Naturmassen dem stummen Gesetz der Notwendigkeit folgen, während der Mensch allein vom Licht der Freiheit erleuchtet wird." Aber dennoch: „Wo das bewußte Denken schwankt, da geht das unbewußte Walten der Idee mit größter Entschiedenheit und Weisheit seinen ganz gemessenen Gang und bildet sein Wesen dar mit einer Schönheit, die in ihrem ganzen Umfange von dem bewußten Leben nie erfaßt, geschweige denn nachgeahmt werden kann." (Bildung des Kindes im Mutterleib gegen das Geisteswerk eines Mannes.)

Gleichviel aber, ob der Geist das letzte und höchste Prinzip ist, — mit seiner Ausbildung ist allemal zugleich ein Verlust verbunden. Denn durch sein Unterbewußtsein steht das Individuum in einem seelischen Zusammenhang mit anderen Individuen, vielleicht mit dem ganzen Universum. Hier liegt natürlich die Gefahr vor, in rein okkultes Gebiet zu geraten. Carus empfindet das auch und geht nur mit höchster Vorsicht weiter, scheut aber die Möglichkeit nicht, daß, wie Telepathie (Fernempfinden) möglich ist selbst noch bei klar bewußten Wesen, sie um so stärker wirksam ist bei vorherrschendem Unbewußtsein. „Da dem Tier die höhere Geistesentwicklung versagt ist, kann es unmittelbar sehr vieles erkennen und schaut traumartig eine Menge von Beziehungen, welche dem erwachten höheren Bewußtsein nicht mehr möglich sind."

Auch hier genüge diese Andeutung, doch mit einem interessanten Hinweis. Fast gleichzeitig mit Bachofen bildete Theodor Fechner seine Anschauung von der Beseeltheit aller Wesen aus. Seine psychophysische Grundanschauung ist, als strenger Parallelismus zwischen Leib und Geist, sehr verschieden von der Grundanschauung eines Carus. Aber es ist das tiefreligiöse Empfinden, welches Fechner mit Carus und Bachofen teilt mitten in einer Zeit, welche mehr und mehr rein mechanistisch dachte. Ich vermute, daß seine Psychophysik in der neuesten Seelenforschung mehr und mehr zurücktritt, je mehr gerade sie von der Fachwissenschaft anerkannt wurde, daß dagegen seine Intuition von der Allbeseeltheit auch der Pflanzen und Gestirne (mit vielen seiner wunderlichen Gedanken darüber früher abgelehnt) eine Auferstehung feiert. Und nun glaubt auch er annehmen zu müssen, daß sich Fäden spinnen von Unterbewußtsein zu Unterbewußtsein, daß das Bewußtsein in jedem einzelnen Fall nur als eine einsame und abgesperrte Insel über das flutende Meer der Allseele emporragt, etwa, um so die Individuation zu ermöglichen. Schon im Traume aber und stärker im Tode sinkt die Insel ins Meer zurück; und bei jeder Ekstase wird sie vom Meer überflutet, wobei die Allseele ihr Offenbarungen mitteilt. Dostojewskis merkwürdiger Bericht von seiner Schau des Universums bei jedem ersten Augenblick eines epileptischen Anfalls wäre eine Bestätigung solcher Gedanken. Auch was uns erzählt wird vom Verkehr wenig intellektueller schottischer Hirten mit ihren meilenweit entfernten Schäferhunden würde hierher gehören. Gesteigertes Bewußtsein setzt die geheimnisvollen Kräfte des Unterbewußtseins herab, und ebenso bedingt gesteigerte Persönlichkeitsausbildung erhöhte Vereinsamung. Der allgemeine Kampf, der heute gegen die Überschätzung des Wertes vom Ich geführt wird, die Betonung eines inneren Verbundenseins mit anderen, die Hochwertung des Du gegenüber dem Hochmut des Individuums findet hier neue Nahrung. Prüfen wir den Weg moderner Denker.

Dresden Carl Mensing

Fortsetzung folgt

Eine Theologie des Verstehens

1

Die Art des Theologisierens ist bedingt durch Form oder Inhalt theologischen Denkens, je nachdem ob eine spezifische Methode oder ein spezifisches religiöses Erleben zum Ausgangspunkt gemacht wird. Tieferes oder beschränkteres religiöses Erleben überhaupt kann dabei beiden Forschungsarten zu Grunde liegen. Aber auch diese beiden Hauptformen theologischen Wahrheitssuchens enthalten in sich noch verschiedene Möglichkeiten. Und erst, wenn sie alle versucht worden sind und der Prüfung ihres Wahrheitsgehaltes sich darstellen, kann eine zentrale, allem gerecht werdende Schau erfolgen. Man ist in der jüngsten theologischen Arbeit anscheinend in der Gefahr, zu vergessen, daß man in den letzten zwei Jahrzehnten hoffnungsvoll begonnen hatte, eine religiöse Typologie aufzubauen. Vermutlich fürchtete man durch Anerkennung verschiedenartiger religiöser Erlebnismöglichkeiten, ja Erlebniszwänge eine Einbuße an grundsätzlicher, eindeutiger Wahrheit allgemeingültigen Gehalts. Was aber durch Mißachtung der seelischen Grundgesetze menschlichen Geisteslebens erreicht wird, kann nur Vergewaltigung und Dogmatismus sein! In diesem Zeichen steht ja auch die jetzt aktuellste Theologie. Sie hat gleichwohl ihre Berechtigung und wäre auch nicht so wirksam und für zeitgebundene Geister so faszinierend, wenn sie nicht ein religiöser und theologischer Exponent der gegenwärtigen Geschichtsepoche, der „Krisis" wäre. Sie ist, was sie im Anfang selbst sein wollte, Korrektiv. Korrektive sind Geltendmachungen notwendiger Einseitigkeiten gegen das Übergewicht früherer Einseitigkeiten.

Aber die auf Erkennen zeitüberlegener Totalität der Wahrheit ausgehende, die vornehme Wissenschaft muß mehr wollen, sie muß das Ganze verstehen wollen, muß alle irgend mit Wahrheit erfüllten Notwendigkeiten als Teilwahrheiten im Rahmen des Ganzen intuitiv erfühlen, miterlebend verstehen, denkend erkennen! Diese drei Tätigkeiten, das seelische Erfassen, das geschichtliche Erleben, das denkende Begreifen, müssen im Forscher höheren Stils ineinander greifen. Demgegenüber ist es eine sekundäre Frage, ob ratsamer sei, auszugehen von ganz neuer Fragestellung oder von dem wohlerarbeiteten bewährten Alten mit vorsichtig-aufrichtiger Anerkennung neuentstandener Tatsächlichkeiten. Wenn nur die Wahrheit der höheren Schau, des reinen Erkennens gesucht wird! Wenn nur in das Erkennen das gesamte Geistesleben einbezogen wird! Wenn nur bewußt bleibt, daß Erkennen mehr ist als rationales Begreifen und mehr als spekulatives Bohren und mehr als Aufdecken geschichtlicher Vorgänge! Zu dem allen gehört Verstehen und in diesem Verstehen eint sich Wissen und Weisheit, eint sich auch das doch immer mit Relativem durchsetzte Objektive mit dem immer auch mit Objektivem geladenen persönlichkeitsstarken Individualismus. Eine in dieser Richtung arbeitende Theologie wird immer mit den tiefsten und hellsten Geistern der Geschichte im Einklang bleiben, weil sie ihr Wesen anerkennt, wahrt und selbst teilt und ihre persönlichkeit- oder zeitgebundenen Einseitigkeiten gegen einander ausgleicht. Sie wird den Idealismus nicht beschimpfen, sondern als besten Bundesgenossen freudig und dankbar anerkennen und dem Realismus, soweit er die Realitäten auch der Religion zur Geltung bringt, sein Recht geben. Sie wird in Verbundenheit bleiben mit der Philosophie großen Stils, die weiß, daß sie mehr ist als Wissen oder Spekulieren, die ein inneres und ein universales Lebenserkennen erarbeitet und Werte und Funktionen aufdeckt, welche mit den Kategorien des Begreifens sich nicht erfassen lassen, die persönliche Entscheidung verlangt und religiösen Charakter trägt; also einer Philosophie, wie sie besonders von Dilthey gepflegt, von Simmel vertreten, von den meisten Philosophen der Gegenwart ausgebaut wird. Solche Wissenschaft ist nicht ohne lebenstiefe verstehende Weisheit. Die Theologie hat zwar nicht auf ihr aufzubauen, hat aber Grund, in ihr einen Bundesgenossen zu sehen, der von anderen Ausgangspunkten her ebenfalls letzte Tiefen sucht.

2

Eine in dieser Ebene liegende Theologie ist die Horst Stephans. In seiner Glaubenslehre von 1920 stellte sie sich zum ersten Male dar. Diese war schon damals viel mehr als ein Studentenlehrbuch. Die Echtheit geläuterter religiöser Erfahrung, die Weite historischen Verstehens, die Solidität religionsphilosophischer Schulung, die Klarheit gedanklicher Gruppierungen, die Vornehmheit des Urteils in gelegentlicher Auseinandersetzung mit anderen Forschern aus allen geistigen Lagern, die Leichtverständlichkeit trotz aller Gründlichkeit kennzeichnete sie. So hatte sie neben den vielen anderen Glaubenslehren und evangelischen Dogmatiken und systematischen Werken ähnlicher Art eine ganz besondere Note und war durchweht vom Hauche eines christlich-religiösen Klassizismus.

Die neue Auflage von 1928*) gibt aber noch wesentlich mehr. Sie ist „völlig neubearbeitet" nicht nur in korrigierenden Ergänzungen, sondern in Neudurchdenkung und Neuformulierung vieler Probleme sowie in mannigfacher, kurzer, aber trefflich beleuchtender Auseinandersetzung mit anderen Forschern.

*) Glaubenslehre. Der evangelische Glaube und seine Weltanschauung. Von Horst Stephan. Zweite völlig neubearbeitete Auflage. Band 3 der Sammlung Töpelmann „Die Theologie im Abriß". Gießen 1928. 398 S. 10, geb. 12 M.

Das Buch ist also kein kühner neuer Wurf, kein aktuelles literarisches Ereignis, das alle Federn in Bewegung setzt zu Rühmung oder Bekämpfung. Der verstehende Mensch und Schriftsteller hat zuviel Einfachheit der klaren Tiefe, als daß er interessant im üblichen Sinne wäre. Darum wird Horst Stephan kaum Schule bilden, weil er dafür zu wenig einseitig und eigenwillig ist. „Kontinuität" ist das ihn bestimmende und für ihn bezeichnende Wort. Er webt saubere Fäden für das Gewand eines künftigen Systems. Noch ist für ein solches keine Zeit, noch steht die systematische Theologie (wie ja das gesamte Denken der Zeit) in der Verworrenheit des Übergangs, noch geht sie „in aufgelösten Linien vorwärts". In solcher Zeit ist es verlockend, interessant und leicht, aus irgendeiner Gestimmtheit des Glaubensgefühls, aus irgendeiner Wurzel des Denkens heraus, aus irgendeiner Auffassung heraus (etwa Schleiermachers „wie ich ihn sehe") ein Werk in die vielstimmige Debatte zu werfen; ja, das ist unvermeidlich und nötig. Aber ebenso nötig sind dann verstehende und klärende, besonnene Geister, die auf dem Grunde des immer Wertvollen des alten Erbes, in Fühlung mit allen hellen Mächten der Vergangenheit wie der Gegenwart den Dom des Erkennens still nach oben weiter bauen. Ist das nicht Methode? Solche Methode der Weisheit, die aus allen reinen Quellen trinkt, vermeidet am sichersten die Hauptgefahr des religiösen Denkens, den theologischen Dogmatismus, die in-sich-Gebohrtheit denkbegabter religiosi, die so häufig in die Verbohrtheit führt, die sich der lebendigen Wirklichkeit entfremdet hat. Daß Stephans Bücher von jedem gebildeten, aber echt religiösen Menschen verstanden werden können und mit Dank gelesen werden, spricht nicht gegen, sondern für seine klare Wissenschaft. Dies sein ungequältes, aber um so solideres, Probleme entwirrendes Denken ist nicht weniger „existenzhaft", nicht weniger „Gott verantwortlich" als das sich für so exklusiv tiefsinnig und gläubig ausgebende der dialektischen Theologie. Das wird sich erweisen aus dem, was nun konkreter aus seinen letzten Veröffentlichungen herauszuheben ist*).

Der einleitende Teil der Glaubenslehre bespricht Abgrenzungen dieser von Nachbarwissenschaften, Wesen und Quellen. Daran schließt sich nicht ein philosophischer Unterbau als ein Sockel fremdartigen Gesteins. Diese Art unorganischer Verbindung mit Religionsphilosophie entkräftet die Eigengesetzlichkeit und Geschlossenheit der aus eigensten Wurzeln wachsenden Glaubenslehre ebenso wie ihre Durchsetzung mit philosophischen Elementen, die als Stützen dienen sollen. Solche Schwächung statt Stärkung der eigenen Erkenntniskraft des Glaubens beeinträchtigte mir einst schon als Hörer der systematischen Kollegs Reinhold Seebergs sehr stark ihre zwingende Beweiskraft trotz stärkster religiöser Energie des Lehrenden. Die echte Glaubenslehre bedarf dieser Scheinhilfen nicht, ob sie auch alte und neueste Dogmatiker anwenden unter ungewollter Verleugnung reformatorischen religiösen Denkens. Stephan beginnt vielmehr mit einer Darstellung des evangelischen Glaubens, mit Luther anhebend, falsche und richtige Arten seiner Begründung aufweisend und die Lebendigkeit seines mannigfaltigen Hineinwirkens in Natur- und Geisteswelt skizzierend. Die Glaubenserkenntnis (persönlich und symbolisch) wird als Gotteserkenntnis und Heilserkenntnis, diese als Erlösung und neue Schöpfung dargestellt. Unter diesem Zweiten, nicht als ein Drittes wird das Walten des heut wieder sehr problematisch gewordenen Heiligen Geistes begriffen, damit das trinitarische Schema, ob ontologisch oder „ökonomisch" verstanden, als dogmatische Künstelei fallen gelassen. Sein ernst zu nehmender religiöser Inhalt wird mit dem der Prädestinationslehre und der Rechtfertigungslehre dann in einem Sonderabschnitt behandelt, der diese Theorien

*) Vgl. in voriger Nummer Kattenbusch über sein Neuestes: Die systematische Theologie.

und ihre Neubildungen als Bemühungen um Erfassung der inneren Einheit der evangelischen Glaubenserkenntnis darstellt. Aus dieser streng christlich-religiösen Ermittelung und Darstellung des Glaubenslebens erwächst nun sich ausweitend die Weltanschauung des evangelischen Glaubens, deren Darstellung der Verfasser besonders sorgsam vornimmt. Er beleuchtet die Welt der Religion, die Welt des Geistes und das Weltganze, darin religionsgeschichtliche, religionspsychologische, philosophische, naturwissenschaftliche Probleme besprechend. Ein Schlußkapitel über die Wahrheit des Christentums krönt das Ganze. Hier geht Stephan neue, eigene Wege.

Diese Gliederung wäre hier nicht wiedergegeben, wenn sie mir nicht von besonderer religiöser Feinfühligkeit und methodischer Klarheit erschiene. Darin gerade liegt die Kraft des Verstehens. Verstehen heißt ja nicht: Alles gelten lassen, sondern, wie es Stephan gleich in den ersten Sätzen ausspricht: Normieren unter den für eine Sache zuständigen Gesichtspunkten (für die Theologie: Offenbarung des lebendigen Gottes) und Einordnen jedes Einzelwertes an seiner Stelle, an der er zu seiner Würdigung gelangt.

Wie nimmt nun Stephan Stellung zu den wichtigsten Einzelproblemen? Es will hier nur berichtet, nicht kritische Auseinandersetzung gegeben werden.

3

In der Religionsphilosophie führt auch der Herrmannschüler Stephan über Herrmann hinaus, um dem eigenen und der erkenntnisdürftigen Zeitgenossen Drange nach Verstehen der Gesamtwelt zu genügen. Mit diesem aber will er das Geschichtliche und das Lebendige vom innersten Glauben aus verstehen, um die Gesamtwirklichkeit vom Zentrum aus zu erfassen. Das konnte der (immer noch in Schutz zu nehmende) Rationalismus auf seine Weise ebensowenig wie Schleiermacher, gegen dessen methodische Mängel Stephan nicht blind ist, den er aber natürlich — er versteht ja! — schützt gegen die starrsinnige Mißdeutung des genuin religiösen Kerns seiner Bewußtseinstheologie. Das Suchen Troeltschs nach dem religiösen Apriori wird als überflüssig erkannt; die Definitionen der Religion beider Forscher stehen sich aber nahe: „Metaphysik wird auch in an sich willkommener neuer Gestalt doch „über Gott und seine Offenbarung nichts sagen." Religionspsychologie bleibt Hilfswissenschaft. Über ihre schillernden Ausdrücke „Erleben" „Gefühl" „das Heilige", die die Offenbarungswirklichkeit doch nicht fassen, strebt Stephan hinaus; der Verstehende ist allen Vieldeutigkeiten und dem Illusionismus abhold. Stephan geht auf religionsphilosophischem Gelände mit Bornhausen, Tillich, Althaus, Bruhn, Wobbermin u. A. neue Wege, die dem Zentral-Religiösen gerecht werden, aber auch die Universalität der Offenbarung erspüren. Offenbarungsfülle enthält vor allem die Geschichte, soweit sie zu wirklichem, gottgesättigtem Geschehen gestaltet wird durch die ob auch noch so schlichten Träger lebendigen Glaubens, kulminierend im Heilsverkörperer Christus. Die Gnade waltet also nicht nur jenseits, sondern im Diesseits der Geschichte; ihr Ewigkeitsstrom ist in den ringenden Zeitmächten spürbar. Man muß nur „in den Vordergründen des historisch Gegebenen die Hintergründe der letzten Wirklichkeit erfassen". Deutsche Geistesgeschichte ist immer auch getragen von Mächten des Idealismus. Eine Theologie des Verstehens erfühlt auch durch seine philosophischen Kleider hindurch den Kern, der von Offenbarung lebt. Ein wertvoller kritischer Aufsatz Stephans*) mißt den deutschen Idealismus in seinen beiden Gestaltungen als Hochidealismus und Spätidealismus an den beiden Wertbezeichnungen des Unendlichen und des Unbedingten und stellt ihm die Schicksalsfrage, ob er durch unabgeschwächte Aufnahme echter reformationsgemäßer, lebendiger Frömmigkeit die christliche Weltanschauung der Zukunft werden wolle. Im noch sehr bunt schillernden theologischen Realismus neuester Angebote sieht Stephan mit Recht keine treffsicherere Verdeutlichung evangelischer Weltanschauung als im religiösen Idealismus. Eine ebenso unabgeschlossene Arbeit sieht Stephan in der Problematik von Naturbegriff und Naturanschauung, für die das große schon so erstaunlich reichhaltige Werk von Titius uns „eine treffliche Ausgangsfläche" geschenkt hat. Über Naturalismus und Idealismus hinaus besitzt und fordert der Glaube noch eine Letztwirklichkeit. Statt des leeren Begriffs des „ganz Anderen" muß eine Wirk-Beziehung deutlich gemacht werden.

Stephan hat einen neuen Abschnitt dieser Alleinwirklichkeit Gottes gewidmet, die sich erweist im Erleben seiner Heiligkeit und seiner Nähe (Liebe); der philosophische Begriff der Absolutheit wird mit Recht fallen gelassen. Theoretisch nachweisbar ist Absolutheit des Christentums doch nicht, der Inhalt dieses der religiösen Erlebnissprache fremden Begriffs wird durch die Bezeichnung Weltreligion ausgesprochen; die christliche Gewißheit gründet sich auf Erlebnis und Geschichte und enthält keine direkte Erkenntnis über kosmisch-metaphysische Zusammenhänge, ihre „Strahlen verrinnen vielmehr zuletzt spurlos im Geheimnis!" Die klare Einsicht des alle Faktoren wägenden und alle philosophischen und theologischen Selbstsicherheiten unbestechlich prüfenden Forschers Stephan läßt ihn nie übersehen, daß die selbstgewisse Glaubenstiefe evangelischer Weltanschauung doch keine anderen als relative Ergebnisse ihres theoretischen Denkens erzwingen kann. „Das Denken wird zum Auge des Glaubens und der Glaube zur Seele des Denkens." Anders gesagt: alle religiöse Erkenntnis ist, da in Natur und Geschichte das Irrationale wirkt, symbolisch.

Diese Symbolik aber ist nicht zu verquicken mit Mystik, über die Stephan von jeher besonders kritisch urteilt. Was sie bietet, ist entweder schon im christlichen Glauben enthalten oder ist etwas ihm Fremdes. Der Glaubensgrund für das persönliche Leben ist ebensowenig Mystik wie Idee, sondern göttlicher Geist. Nur von diesem aus führt die klare Linie in die Geschichte und in die personale Entscheidung, die von Offenbarung gewirkt werden. Er allein auch schafft Gemeinde im reinsten und kraftvollsten Sinne. Gemeinde und Geschichte aber weisen über sich hinaus in ein Reich der Vollendung. Es ist wiederum ein Verstehen des religiösen Verlangens der Gegenwartschristenheit, wenn Stephan die lange vernachlässigten Glaubenswerte der Eschatologie sorgsam prüft und recht einordnet. Sie ähnlich und doch anders fassend und verarbeitend als Tillich und Paul Althaus, bespricht er sie einmal als die allgemeine innere Spannung des Heilsglaubens, dann später als spezielle christliche Hoffnung. Seine Darlegungen sind erheblich klarer als besonders die der Dialektiker. Von Licht und Kräften des Gottesreiches her empfängt aber auch alles innerweltliche Handeln seine Beziehungen, Vertiefungen, Werte, also auch die Ethik. Das ist nicht zu vergessen gerade in einer Geschichtsepoche, die wie den philosophisch-theologischen Realismus, so auch die Materialethik wieder auszubauen für nötig erachtet bis hin zu einer evangelischen Kasuistik.

4

Wie Stephan das alles im Einzelnen begründet, lese man in seiner überraschend beziehungsreichen „Glaubenslehre" nach; wie sich seine Ergebnisse verhalten zu denen der vielen anderen Stimmen im religiös-philosophisch-theologischen Walde, in seiner entsprechend reichhaltigen Übersicht über „Stand und Aufgaben der systematischen Theologie". Eine Theologie des Verstehens ist nicht auf einen —ismus zu bringen; auch wenn sie statt sorgsam disponierter wissenschaftlicher Erörterungen ein System böte, wäre das schwer. Man kann mit Recht sagen, daß

*) Zeitschrift für Theologie und Kirche 1926 Heft 4.

der Gegensatz orthodox-liberal nie ganz verwischt werden kann. Soweit er wissenschaftlich überbrückt werden kann, ist es hier geschehen, und zwar nach Inhalt und Ton. Das Etikett modern-positiv, das Seeberg und Grützmacher erfanden, würde inhaltlich Richtiges bezeichnen, ist aber schon längst von Herrmann in seiner Unschärfe erkannt worden.

Was aber jedem Unbefangenen sich aufdrängen müßte, ist der große religiöse Parallelismus zwischen Stephans Glaube und seiner Begründung und dem besten Gut der Dialektiker. Er wird von diesen selbst nicht erkannt und anerkannt; er scheint mir aber zu bestehen, so sicher die dogmatischen Formulierungen der Dialektiker in die calvinische, ja vorreformatorische Scholastik zurückspringen. Worauf es ihnen ankommt, ist gerade durch Theologen wie Herrmann und Stephan in anderer Sprache und Abzweckung geleistet worden: die Zurückführung von Allem auf den lebendigen, allein wirksamen Gott, also theozentrische Grundeinstellung, unter Korrektur der Bewußtseinstheologie, soweit sie tatsächlich methodisch zu subjektivistisch eingestellt war. Das Wissen von der Relativität alles menschlichen Erkennens unter dauernder Betonung der andersartigen religiösen Erkenntnis, im Geiste von 1. Kor. 2, die Bezogenheit auf die Gemeinde und Anderes sollte den Dialektikern die Augen dafür öffnen, daß man auch auf anderen, alterprobten Wegen zum letzten gleichen Ziele gelangen kann. „Es soll nicht der Systematiker in seiner armseligen Kleinmenschlichkeit bestimmen, was in der Glaubenslehre Geltung heischen darf, sondern Gottes Tun will sich kundmachen, in lebendig-persönlichen Gestalten verwirklicht, in der Anrufung und Entzündung neuen persönlichen Lebens." Wer schreibt das? Einer aus dem Lager Schleiermacher-Ritschl-Kant-Herrmann oder einer aus dem Lager derer von Barth? Es können es eben Beide schreiben! Und noch mehr die Fortsetzung: „Nicht was uns gefällt und mit unserem empirischen Menschentum ohne Weiteres zusammenklingt, ist christliches ‚Erlebnis', sondern was den aufrichtig mit Gott Ringenden wider sein menschliches Wohlgefallen bezwingt, überzeugt und in seinen Dienst stellt!" (Gl.-L., 26.) Dahinter kommt dann zwar der Satz, den Jene leidenschaftlich bezweifeln werden: „In der Bereitschaft dazu erweist die Subjektivität sich offen für geschichtliche und in dieser für höchste, göttliche Objektivität." Und man braucht nicht dialektischer Theologe zu sein, um schlicht das zu sagen, was ein solcher mit der mystischen Apotheose der Kirche meint. „Die Forschung arbeitet im Namen der Gemeinde und verwaltet ein Charisma der Gemeinde. ... Der schlichte Christ darf sich, wenn er unsicher wird, auf das Bild zurückziehen, das ihm in der Lektüre des Neuen Testaments erwächst." Ist das alles kein „konkreter Gehorsam"? Alle die historischen Vergewaltigungen und Dogmatisierungen, die man auf jener Seite damit verbindet, sind wirklich überflüssig und die Aburteilungen anderer Glaubens- und Darstellungsweisen kommen nicht nur aus einem neuen christlichen Erleben (gibt es das überhaupt?), sondern aus dem Nichtverstehen, aus einer Art Angstglauben, ja aus einer religiösen Hybris. Auch ein seine selbständigen Bahnen gehender „dialektischer" Theologe wie Piper reißt in seinen „Grundlagen der evangelischen Ethik" den Graben zwischen alter und neuer Theologie, zwischen Jugend und Alter zu weit auf. Darum ist ihm die Bezeichnung Neu-Orthodoxie selbst unbehaglich. Das tiefdringende, aber nicht sehr überzeugende Ineinander seines Buches von Glaubenserleben, realistischer Philosophie und Mythologie zehrt aber eben sichtlich noch mehr und lieber von altem orthodoxen Gut als von klarer, verstehender Einsicht in die Grundlagen moderner sorgfältiger Wissenschaft im Geiste Stephans, um nur zeitgebundene Gestimmtheiten eines Teiles heutiger Jugend theologisch zu fassen. Auf diese Weise werden sich starr durchgezwungene Methoden selbst zum Gericht. Am unentwegtesten, d. h. unverstehendsten spricht es Barth selbst aus, wenn er andeutet (Dogmatik, 459), daß Jeder, der das Heil wirklich hat, Dialektiker wider Wissen sei und es methodisch sein müßte. Zu allen solchen Überstiegenheiten zur Ehre Gottes scheinen mir mehr psychische Zwänge als religiöse Tiefe und wissenschaftliche Methode zu führen. Aber Verstehen als Erfassen der Zusammenhänge des ganzen Geisteslebens, nicht nur der theologischen, ist auch ein Charisma, und man sollte den Theologen, denen es geschenkt ist und die es sorglich und verantwortungsbewußt pflegen, gerade heutzutage dankbar sein. „Das Dogma entspringt dem verantwortungsbewußten Ringen um das Verständnis der Wahrheit, ist aber nicht selbst die Wahrheit" (Stephan über Dogma, RGG²).

Hirschberg Siegfried Mayne

Die Freiheit der Gewissen und die Geltung der Wahrheit

Ein Nachwort zu Speyer

Unsre Zeit feiert so viel Jubiläen, daß nach mancher dieser Feiern Übersättigung oder doch Gleichgültigkeit eintritt.

Man sprach einmal von Festgeläute,
man sprach von einem Feuermeer;
doch was das große Fest bedeute,
weiß es denn jetzt noch irgend wer?

Wollen wir 1929 dem Vorwurf, der in dieser Frage Uhlands von 1816 liegt, entgehen, so sollen wir den bleibenden Sinn des Protestationsjubiläums ernst durchdenken. Das ist der rechte Dank auch an die Veranstalter des Festes, das so gut gelungen ist, an die Speyerer; sie haben ihren Gästen gegenüber den Spruch wahr gemacht, den ich über der Tür eines alten Hauses ihrer Stadt las: porta patet, cor magis, die Tür steht offen, das Herz noch mehr.

1

Die tapfere Tat der Fürsten und Städte, die auf dem Reichstag zu Speyer 1529 dem das Reformationswerk einschränkenden Beschluß der Mehrheit widersprachen, hat ihre volle geschichtliche Bedeutung erst allmählich enthüllt. Haben in den ersten anderthalb Jahrhunderten danach die Evangelischen alle Kraft daran gesetzt, ihr Kirchentum zu festigen, so daß es ähnlich starr wurde wie das katholische, so haben dann Pietismus, Aufklärung und Idealismus dem Protestantismus geholfen, sein Wesen klarer herauszuarbeiten. Der Pietismus stellte Frömmigkeit über Kirchlichkeit, lehrte die Christen, die sichtbare Kirche mit ihren vielen unchristlich lebenden Mitgliedern und ihren unvollkommenen Einrichtungen scharf vom Reiche Gottes zu unterscheiden, während dem Katholiken seine Kirche das Reich Gottes auf Erden ist. Solche Führer der Aufklärung und des Idealismus aber wie Lessing und Kant sind, so fern sie in Vielem gewiß der Reformation stehen mögen, doch Weiterbildner protestantischen Geistes geworden, Kant mit seiner Predigt von der Selbständigkeit des Gewissens, Lessing mit seinem leidenschaftlichen Wahrheitssinn. Und mögen die altprotestantischen Landesobrigkeiten und ihre Theologen keineswegs tolerant gewesen sein, auf die Dauer konnte man doch die Gewissensfreiheit, die in Speyer die Reichsstände für sich beansprucht hatten, den Untertanen, der Gesamtheit der Christen nicht versagen. Darum feiern wir die Protestation von Speyer nicht nur als eine wichtige einzelne Bekundung des Glaubensmutes der Väter, sondern als den Ausgangspunkt einer reichen, durch Jahrhunderte gehenden Entwicklung.

2

So unmittelbar, wie es die Aufklärer um 1800 zu tun pflegten, können wir freilich die Toleranz nicht auf die Reformatoren zurückführen. Wir wissen, daß sie vielmehr

wesentlich erst eine Errungenschaft der Aufklärung des 18. Jahrhunderts ist, schon im 17. von einigen philosophischen Denkern gefordert und von einem Teil derer, die in der Zeit der englischen Revolution um ihres Glaubens willen nach Amerika auswanderten, drüben verwirklicht. Und nicht so sehr das Beispiel des großen Königs von Preußen, der Jeden nach seiner Fasson selig werden lassen wollte, oder das der englischen und der niederländischen Toleranz sind entscheidend geworden, sondern erst als die Gewissensfreiheit in die Verfassung der Union der nordamerikanischen Freistaaten aufgenommen und in der französischen Revolution als Menschenrecht verkündet wurde, haben allmählich alle Staaten unseres Kulturkreises sie als Grundsatz angenommen.

Wichtiger als daß wir historisch über den Ursprung der Toleranz anders urteilen, ist, daß auch die Schätzung, die sie in den Tagen von Voltaire und Franklin, Lessing und Schiller genoß, heute nicht mehr selbstverständlich ist. Wie vor hundert Jahren in den Kreisen der Romantik und Restauration, so ist heute, nach den schweren Erschütterungen von Krieg und Revolution, in den Seelen vieler ernster Männer und Frauen, bei Vätern und Müttern wie bei einer ihrer Verantwortung bewußten Jugend, die Frage lebendig: Mochte man einst Toleranz fordern müssen — sehen wir nun nicht, daß sie sehr üble Früchte trägt? Mit der Freiheit für jeden Glauben mußte Freiheit der Rede, besonders auch der schriftlichen öffentlichen Meinungsäußerung gegeben werden. Ist aber die Preßfreiheit nicht zur Freiheit für jede Agitation geworden, auch für die gewissenloseste? Bedeutet Toleranz für alle Meinungen nicht einen alles zersetzenden Subjektivismus, einen alles verflachenden Relativismus? Ist es wirklich ein Gewinn, daß alles Blech öffentlich vorgetragen, aller Schund gedruckt, alles Gift verbreitet werden kann? Niemand wird offenen Auges durch die Straßen unserer Großstädte gehen, ohne daß sich ihm dieses Problem aufdrängt.

Die Antwort kann freilich nur heißen: hier ist zu unterscheiden. Soweit gegen das Gift der Verleumdung unsere Rechtsordnung keinen genügenden Schutz bietet, verschärfe man sie. Gegen das Gift der Verführung aber werden Schutzvorschriften namentlich zu Gunsten Jugendlicher nie allein ausreichend helfen. Wichtiger ist die Darbietung des Edlen, die Erziehung des Willens. Der Zensur hat man immer wieder Schnippchen geschlagen. Wenn Blech, Schund, Gift durch Vernunft, Geschmack, Geist, guten Willen nicht überwunden werden, wird auch die Gewalt sie nie ganz überwinden.

3

Mag man immerhin über die Zensur auf ästhetisch-literarischem Gebiete verschieden denken, auf dem eigentlich politischen ist Freiheit der Meinungsäußerung das wichtigste Mittel der Urteilsbildung, der Willensbildung. Wir können uns nicht die früheren russischen Zustände wünschen, oder die österreichischen vor 1848. In unseren Tagen setzt sich zwar die begreifliche und notwendige Kritik an unsrem parlamentarischen Betrieb oft um in Abneigung gegen das parlamentarische System und bei manchen ehrlich auf einen starken Führer hoffenden jungen Leuten in romantisch unklare Begeisterung für Diktatur, Faschismus, Mussolini. Aber man muß einmal darauf achten, was in Italien die Kehrseite eines gewissen Fortschritts der äußeren Ordnung und eines wirtschaftlichen Aufschwungs ist. Ein deutscher Staatsrechtslehrer, der kürzlich das Land bereiste, hörte manche gelehrte und feingebildete Leute in Vorträgen das jetzt dort herrschende System so sehr rühmen, daß er sie nachher unter vier Augen fragte: „Bitte, sagen Sie mir im Vertrauen, ob Sie wirklich alles das glauben, was Sie zum Lobe des Faschismus gesagt haben!“ Und sie antworteten fast erschrocken: „Meinen Sie denn, daß ich auch nur ein Wort von dem glaube, was ich da gesagt habe? Aber wir müssen ja so reden! Täte ich es nicht, so würde ich meinem Sohn, der Beamter ist, oder anderen Verwandten ihre ganze Laufbahn verderben.“ Da fragt man sich: wie lange wird ein großes Volk es aushalten, daß so der Charakter seines öffentlichen Lebens geschädigt wird? Wo es keine Freiheit der politischen Presse gibt, wird die behördlich approbierte öffentliche Meinung zur organisierten Verlegenheit. Je edler ein Gut ist, um so schlimmerem Mißbrauch ist es ausgesetzt. Auch unsere akademische Freiheit wird manchen schwachen Naturen unter den Studenten zum Verderben. Aber wir wollen dabei bleiben, daß, wie man treffend gesagt hat, Jünglinge aufs Spiel gesetzt werden, damit Männer gewonnen werden.

Ihren tiefsten Sinn bekommt also alle Freiheit der Meinungsäußerung in Wort und Schrift, alle Gedankenfreiheit erst durch die Freiheit des sittlichen Willens. Für die Gewissenlosen ist die Freiheit nicht bestimmt, nicht um ihretwillen ward sie gegeben. Sie hätten sie auch nie erkämpft, sondern wie die Toleranz errungen worden ist durch Denker von selbständiger Gewissenhaftigkeit, so soll Freiheit des geistigen Kampfes dazu dienen, immer mehr Menschen zur Autonomie des Denkens und des Handelns heranreifen zu lassen.

4

Aber gerade, wenn man der Freiheit solch sittlichen Zweck gibt, nach dem bekannten Worte, es komme nicht an auf die Freiheit wovon, sondern auf die Freiheit wozu, wird die vorhin aufgeworfene Frage doppelt ernst. Sie heißt nun: Wo liegt, wenn Jeder an sein Gewissen verwiesen wird, die wahre Moral, die sittliche Wahrheit? Hat Nietzsche mit seiner aristokratischen Lehre recht, oder Bentham mit seiner Forderung, man solle das größtmögliche Glück der größtmöglichen Zahl von Menschen anstreben, oder Kant mit seinem herben Grundsatz, sittlich sei überhaupt nur der Wille zur Pflichterfüllung, nicht der Wunsch nach Glück? Viele sind bei ihrem sittlichen Handeln und Denken schließlich durch religiöse Motive, durch ihre Stellung zum Gottes- und Ewigkeitsglauben bestimmt. Aber wenn der Protestant dazu neigt, zu sagen: „Mag es sich um sittliche Grundsätze oder um den Gottesglauben handeln, verstandesmäßig, allgemeingültig in diesem Sinne beweisen läßt sich die Richtigkeit keiner dieser Denkarten, denn es handelt sich hier um letzte persönliche Entscheidungen“, so wird eben hier der Katholik widersprechen. Ihm erscheint das als Freibrief für individuelle Willkür. Der katholische Theologe versucht immer wieder, jedem normal Denkenden zuerst den Gottesglauben rational zu erweisen, dann Gottes Offenbarung in der biblischen Geschichte, endlich die katholische Kirche als die rechtmäßige Hüterin dieser Offenbarung und den Papst als das legitime Haupt dieser Kirche zu erweisen. Uns Protestanten aber und anderen Nichtkatholiken hält er vor, wir hätten, weil kein unfehlbares kirchliches Lehramt, deshalb keine Sicherheit mehr, daß religiöse, sittliche, schließlich auch andere Wahrheiten als solche anerkannt würden. Auch der unmoralisch Handelnde berufe sich bisweilen für das Recht seines Handelns auf sein Gewissen. Die Beseitigung der kirchlichen Autorität führe leicht zu einer Art allgemeiner Relativitätstheorie im Reiche des Geistes, zur Anarchie der Werte; schließlich werde es heißen: Nichts ist wahr, alles ist erlaubt.

5

Wir erwidern: man soll auch hier nicht übertreiben. Kann ich einen Satz verstandesmäßig nicht beweisen, so braucht er mir deshalb nicht unsicher zu werden. Daß ich der Treue eines Freundes sicher bin, kann mir praktisch zehnmal wichtiger sein als viele erwiesene Sätze der Wissenschaft, und insofern auch sicherer. Daraus, daß nach protestantischem Grundsatz der Einzelne seine Stellung zu Gott und die obersten Richtlinien seines Handelns

selbst finden muß, folgt wahrlich nicht, daß Jedem hier Alles schwankend werden müßte. Daß reine Güte etwas Andres ist als rohe Selbstsucht und daß sie höher steht, das kann Jedem unmittelbar gewiß, aber auch überwältigend gewiß werden, dem solche reine Güte in einem Menschen verkörpert entgegentrat. Ein religiöser Gedanke, der mir einleuchtet, mich überzeugt, mir zur Wahrheit wird, meine Wahrheit wird, braucht mir dadurch nicht weniger wert zu werden, daß er vielleicht lange Zeit hindurch nur meine Wahrheit bleibt, Andere ihn ablehnen. Protestantismus, der Protestantismus, der aus dem Verlangen nach Gewissensfreiheit hervorging und der seit der Zeit der Aufklärung die Toleranz als seinem Wesen entsprechend erkannt hat, ist Individualismus, mag auch Subjektivismus sein, ist aber nicht Relativismus oder Skeptizismus.

6

Aber etwas Anderes muß betont werden. Soll Jeder, wie er nach seinem eignen Gewissen zu handeln hat, so auch den Fragen der Weltanschauung selbständig nachdenken (soweit er dazu befähigt ist), gehören Autonomie des Gewissens fürs Handeln einerseits, selbständige Wahrhaftigkeit im Denken und Forschen anderseits zusammen, dann gelten diese Prinzipien ausschließend. Nicht in dem Sinne, daß wir keiner anderen bedürften; wir bedürfen solcher durchaus. Wohl aber in dem Sinn, daß, wenn andere ihnen widerstreiten, diese anderen durch sie ausgeschlossen werden. Wie die Moral überhaupt eine strenge Göttin ist, die keine anderen neben sich duldet, so beanspruchen auch ihre höchsten Prinzipien eine solche ausschließende Herrschaft. Es steht hier mit den Grundsätzen für das Nachdenken ebenso wie mit denen für das Handeln. Zwar sind weder Kants Prinzip der Autonomie noch sein kategorischer Imperativ, sein Gebot, immer so zu handeln, daß man wollen könnte, alle Anderen handelten in entsprechender Lage ebenso, für sich allein als Richtschnur in allen Fällen genügend; sie sind nur formal. Wohl aber wird kein Handeln sittlich sein, das jenen Grundsätzen widerspricht. So gilt für unser Nachdenken: Daß wir nach bestem Gewissen forschen und uns zu dem bekennen sollen, was sich uns als Wahrheit aufdrängt, damit ist zwar über den Inhalt unseres religiösen Glaubens noch gar nichts besagt. Wohl aber erscheint, wenn man jenen Grundsatz annimmt, die Aufrichtigkeit, die Wahrhaftigkeit als die erste Tugend des Nachdenkens und Redens und Schreibens, und alles Nachdenken und alles Bekennen, das irgendwie nicht unserer innersten Überzeugung entspricht, ist dann unrecht und muß, wenn man mit den sittlichen Gedanken religiöse verbindet, als sündhaft gelten.

Der religiös-sittliche Wert und der Erkenntniswert unseres Denkens und Redens decken sich also nicht. Wenn ich etwas objektiv Falsches in gutem Glauben denke oder sage, kann mein Denken und Reden sittlich richtig sein (abgesehen von der Frage, ob nicht mein Irrtum auf Übereilung beruht und insofern schuldhaft ist). Wenn ich aber, in der Absicht, zu lügen, doch einmal Etwas sagen sollte, was, ohne daß ich das weiß, tatsächlich zutrifft, so wird mein Lügen dadurch nicht weniger verwerflich. Wenn z. B. ein Kaufmann, der meint, in Brasilien seien die Kaffeepreise im Steigen, seinen Konkurrenten schädigen will und ihm deshalb erzählt, sie seien dort im Sinken, und wir denken uns, sie seien tatsächlich, ohne daß er es weiß, dort im Sinken, so wird durch diesen Sachverhalt zwar seine Aussage richtiger, sein Verhalten aber keineswegs moralisch besser. Und wenn Jemand einen sittlichen Grundsatz oder einen religiösen Gedanken predigt, den er selbst nicht glaubt und den er in seinem eigenen Verhalten keineswegs befolgt, so wird seine Heuchelei wahrlich dadurch nicht geringer, daß jener Grundsatz oder Glaube an sich richtig sein mag; im Gegenteil, die Sache wird dadurch für ihn nur desto schlimmer. Man kann auch mit objektiv wahren Aussagen lügen oder doch (da Manche den Begriff der Lüge anders fassen; um Worte zu streiten lohnt hier nicht) unrecht reden, und mit objektiv falschen Aussagen recht reden (wenn sie nämlich in gutem Glauben gemacht werden). Soweit es sich um die sittliche Beurteilung unseres Denkens und Redens handelt, ist die persönliche Wahrhaftigkeit wichtiger als die sachliche Wahrheit, die subjektive Aufrichtigkeit bedeutsamer als die objektive Richtigkeit. Der Zusatz aber: „soweit es sich um die sittliche Beurteilung handelt" macht für den ernsten Menschen, für den überzeugten evangelischen Christen die Sache gerade recht wichtig; sittliche Grundsätze sind unsere höchsten Grundsätze; das Tun der Pflicht ist für den Christen Gottesdienst. (Schluß folgt)

Kiel Hermann Mulert

Zum Verständnis des Marburger Religionsgesprächs

3. Zwingli bis 1524

Etwa Ende Mai 1524 kam der Brief des Honius zur Kenntnis Zwinglis. Walther Köhler weist in seinem wundervoll gelehrten Werke „Zwingli und Luther" (Leipzig 1924) nach, wie nahe Zwingli dem Luther in seiner Abendmahlslehre bis dahin gestanden hat. Da war die gemeinsame mittelalterliche kirchliche Tradition. Da war der gemeinsame Lehrer Augustin. Da war Erasmus. Dieser nun freilich nicht auch eine Quelle für Luthers Glaubensmeinung. Um so mehr Zwinglis Meister und Freund. An diesem Punkte stehen Luther und Zwingli von Anfang an in weiter Distanz. Zwingli seiner ganzen Erziehung und Bildung nach Humanist, Luther niemals durch den Humanismus hindurchgegangen, nur eben mit ihm in Fühlung, vornehmlich seit 1519 durch Melanchthon, zeitlebens nach seiner theologischen Herkunft Scholastiker. Aber solange Zwingli Schüler des Erasmus blieb, wurde er durch diesen bei der kirchlichen Tradition gehalten: so, wie der Gebildete gern konservativ ist den Autoritäten gegenüber, bloß mit dem Vorbehalt der Gedankenfreiheit für sich selber. Dieser zweideutige Konservatismus des Meisters, später von Zwingli abgeschüttelt, Luthern allzeit wesensfremd, war in der Frühzeit Zwinglis und Luthers immerhin auch eine Brücke, auf der ihre Gedanken über das Abendmahl sich verwandtschaftlich begegnen konnten.

Es muß nun mit ein paar Stellen bewiesen werden, daß Zwingli bis 1524 die Realpräsenz, die reelle Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Brot und Wein, auch noch gehabt hat. Wohl nie so ganz persönlich als ein selbstverständliches Lebenselement seines Glaubens, aber als ein Stück christlicher Überlieferung, das mit seinem christlichen Glauben in organischer Verbindung stand oder wenigstens sich vertrug. Es müssen zwei Stellen genügen, beide aus der Schrift „Auslegen und Gründ' der Schlußreden usw." von 1523. In der ersten handelt Zwingli zunächst davon, daß die Messe nicht ein Opfer sei, sondern ein Wiedergedächtnis des Opfers —

und eine Sicherung der Blöden, daß sie Christus erlöst habe, also daß sie alls sicher sind, so sie festiglich glauben, Christus habe ihre Sünd am Kreuz bezahlt, und in solchem Glauben essen und trinken sein Fleisch und Blut und erkennen, daß ihnen das zu einer Sicherung gegeben sei, ja ihnen werden ihre Sünd verziehen, als wäre Christus (eben) erst am Kreuz gestorben. So kräftig und zu allen Zeiten gegenwärtig ist Christus, denn er ist ein ewiger Gott. ... Hie sollen aber die Einfältigen lernen, daß man hie nit streitet, ob der Fronleichnam und Blut Christi geessen und trunken werde — denn daran zweifelt keinem Christen — sondern ob es ein Opfer sei oder nur ein Wiedergedächtnis. Huldreich Zwinglis Sämtliche Werke 2, 127 f. Köhler S. 34.)

Und in derselben Schrift von 1523 die zweite Stelle. Da hat ein Dominikaner „freventlich vor dem Volk" gepredigt (wie er dazu gekommen ist, weiß ich nicht):

die Wort consecrationis, d. i. der Heiligung dieser Speise, die sind zusammengeplätzt wie ein Bettlermantel; ja man habe keine lauteren Worte der Heiligung.

Antwort: ... Darnach hör, wo die Wort der Heiligung stehen. Matth. 26 steht: „Das ist mein Leichnam." Ist das nit ein lauter, kurz, gewiß, ausgedrückt Wort Gottes? Wie könnt Gott kürzer oder eigentlicher geredt haben? (Werke 2, 153 f. Köhler S. 36.)

Schade, daß das Luther niemals gelesen hat. Und ganz von selber gerät auch Zwingli von der Transsubstantiation auf die Konsubstantiation. Noch im Dezember 1523 sagt er im „Ratschlag ... von der Meß", es sei seine (und seines Amtsgenossen an Sankt Peter) Meinung nicht:

daß dem Fronleichnam und Blut Christi Jesu hie etwas gemindert oder abgezogen werden solle oder möge ...

Und ist dies die Summ der Meinung aus dem Wort Gottes, daß man den Fronleichnam und Blut Christi mit beidem, Wein und Brot, dem Christenvolk reiche, zu einem Wiedergedächtnis des Leidens Christi ...

daß die Leutpriester allen denen, die dies heilig Sakrament des Fronleichnams und Blutes Christi mit dem Wein und Brot begehren, geben sollen; denn der Mund Gottes hat es selbst solcher Meinung eingesetzt. (Wke 2, 808. 811. Köhler S. 43.)

Auch die Wörtchen „in" und „unter" finden sich. Christus, der zur Rechten Gottes sitzt, steigt dazu vom Himmel herab, um den Gläubigen eine Seelenspeise zu sein, verbindet sich auf irgendeine Weise mit Brot und Wein, cibus spiritualis. (Köhler S. 49.)

Aber gar kein Akzent, gar kein Gewicht liegt für Zwingli selbst auf dieser Vorstellung. Erasmisch-konservativ, ohne Falsch, aber doch mit fühlbarer Rücksicht auf Kirchenlehre und Gemeindeglauben wird die Realpräsenz mitgeführt. Das Gewicht liegt in dieser ganzen Frühzeit für Zwingli (wie für Luther) auf der Negation, daß die Messe kein Opfer sei, daß alles dabei auf den Glauben der Teilnehmer ankomme: Edere est credere „Essen ist glauben". (Augustin. Luther: „Glaubst du, so hast du.") Von einem Genießen der Ungläubigen ist niemals die Rede. Angesichts der Bedeutung, die der Glaube hat, wird der ganze Kultakt der Abendmahlsfeier fast entbehrlich:

Ich meine, Brot und Wein ist hier nichts Anderes, als das Wasser in der Taufe ist; vergebens wirst du, sogar tausendmal, den abwaschen, der nicht glaubt, aber wer glaubt, der glaubt nicht vergeblich. ...

Das Letzte hätte Luther auch schreiben können. Weiter:

Daraus folgt, daß die Schwachen häufig genießen müssen, wenn sie nur merken, daß ihr Glaube gestärkt wird; die Starken werden von selbst kommen um des geistigen Genusses willen. (Köhler S. 23 f.)

Das von den Schwachen hätte Luther auch schreiben können, wenn gleich es im Stil etwas anders ausgefallen sein würde. Von Starken weiß er überhaupt nicht. Aber von geistlichem Genießen schon.

Noch war der ganze Hintergrund ein gemeinsamer, und die Betonung des Glaubens stand für Beide im Vordergrunde. Das „Wiedergedächtnis" trennte an sich gar nicht, das „Gemeinschafts"-Mahl betont Luther in jenen Jahren mehr als Zwingli. Aber das Hauptergebnis nun dieses Kapitels: Von symbolischer Deutung der Einsetzungsworte ist bei Zwingli noch nirgends die Rede.

Marburg Martin Rade

Ein deutsches Choralbuch aus Posen

Der törichte Exzeß in Oppeln hat eine Menge übler Folgen in Polen gezeitigt. Es kommen aber auch bessere Nachrichten von dort. Die Vossische Zeitung vom 27. April brachte einen Artikel: „Matthäuspassion in Posen". Den werden Viele mit Freuden gelesen haben. Wir wissen ja, wie der Pastor an der Posener Kreuzkirche, Karl Greulich, unbeirrt durch all das kleinliche Parteitreiben und durch die großen weltgeschichtlichen Wandlungen, dort im Osten deutsche Kultur und Kunst pflegt, verstanden und unterstützt nicht nur von den Deutschen, vornehmlich in dem Einen Geist und Namen: Johann Sebastian Bach.

Dieser selbe hat nun ein Choralbuch zum Deutschen Evangelischen Gesangbuch herausgegeben: „mit besonderer Berücksichtigung des Einheitsgesangbuchs für Ostpreußen, Danzig, die Grenzmark Posen-Westpreußen und die unierte evangelische Kirche in Polen." (Leipzig, Breitkopf und Härtel 1929. 12 M.) Muß schon diese nähere Bestimmung unsre Aufmerksamkeit wecken, so scheint die Art der Gabe darnach angetan, daß sie wohl einige Erregung unter den Zünftigen und Kundigen verursachen mag. Wir behalten uns vor, eine Kritik von sachverständiger Seite zu bringen, möchten aber heute aus der Vorrede einige Sätze mitteilen. (Sie widmet das Buch der Theologischen Fakultät Marburg, die den Verfasser 1925 zu ihrem Doktor machte.)

Greulich bezeichnet sein Werk als den Ertrag einer vierzigjährigen Lebensarbeit. Er kritisiert hart den heutigen Gemeindegesang, gemessen an dem, was das evangelische Kirchenlied einst war:

Das Lied der Gemeinde ist zum Krüppel geworden. ... Und doch könnte und sollte und müßte das Gemeindelied das Stolzeste sein, weil es das Eigenste ist, was die evangelische Kirche auf künstlerischem Gebiete hervorgebracht hat. ...

Das Kirchenlied ist unser, ganz und gar unser! ... Daß Luther sich ganz bewußt vom lateinischen Choralgesang ab- und dem deutschen Volksgesang zuwandte, ist nach der Verdeutschung der Bibel seine größte künstlerische Tat. ...

Froh und ernst stimmte die Menge der Gläubigen mit kirchlichen Texten in dieselben Weisen ein, die ihnen aus der Werkstatt, von der Straße, ja vom Tanzplatz auf dem Dorfanger her wohlvertraut waren. Der Kantor mit seiner Schule stimmte an und führte den Gesang. Die Orgel schwieg dabei ... bis über die Hälfte des 18. Jahrhunderts hinaus. ... Die Orgel erobert sich ... die Begleitung des Gemeindegesangs, und damit hat damals die Todesstunde für den Liederrhythmus geschlagen. ...

Immer schlimmer wird es, als im Laufe des 19. Jahrhunderts die Orgel ... das Riesenin[s]trument der Gegenwart wird. ... Sieg der Technik auf allen Linien! ...

Eine starke Bewegung zur Gesundung hat eingesetzt; auf allen Gebieten des künstlerischen Schaffens hat der Kampf gegen Massenwirkungen begonnen. Die Orgelbauer mühen sich ernstlich darum, vom „Fabrizieren", vom Nur-Technischen sich loszumachen und den Klangcharakter der alten Orgel uns wieder zu schenken. Die Organisten und Komponisten werfen die „künstlerischen Effekte" der allerletzten Vergangenheit hinter sich; sie wollen mit ihrem Orgelspiel kein Orchester mehr vortäuschen, sie wollen von ihrer Orgel nicht mehr zuerst „Farbe", sondern „Linie". Linie aber heißt in der Musik: Melos und Rhythmus. Damit soll nun auch endlich wieder der Menschenstimme ihr Recht werden; die kunstvolle Harmonisierung soll nicht mehr die Deklamation des Wortes in das Nebelland verweisen dürfen. ...

Die meisten der aus vorreformatorischer Zeit übernommenen (für ganz andere Zwecke gebauten!) Kirchen machen doch eben das frische, sinngemäße, natürliche Singen eines Liedes einfach unmöglich, wie sie ebenso den Prediger und Liturgen zu einem ganz unnatürlichen, geschraubten Sprechen zwingen. Die traurige Tatsache aber, daß wir noch viel solche alte, für eine evangelische Gemeindefeier völlig ungeeignete Räume benützen müssen, und daß auch heute noch Architekten, wenn sie evangelische Kirchen bauen, die einfachsten Gesetze der Akustik nicht berücksichtigen (siehe den Dom in Berlin!), darf doch unmöglich dazu führen, daß dem evangelischen Gemeindegesange Gesetze diktiert werden, die mit seinem Wesen im Widerspruch stehen. Mag in diesen, akustisch einfach „unmöglichen" Kirchen ruhig weiter „choraliter" gesungen werden. ...

Niemand suche im vorliegenden Buche nach Bachschen Satzschönheiten — sie gehören in das Gebiet der Kunstmusik, nimmermehr aber in die Begleitung des Gemeindeliedes. ...

Im Gegenteil empfehle ich dringend, an den in den Gemeinden mit ihren melodischen und rhythmischen Fehlern festgewurzelten, vielgesungenen Melodien im Augenblick nichts zu ändern, sondern zunächst mit mög-

lichst unbekannten Weisen in der hier notierten rhythmischen Gestalt zu beginnen. Erst wenn die Gemeinden mit der neuen Art der freien und doch festen Rhythmisierung, mit dem echten Liedgesang, wirklich vertraut sind, gehe man an den Kampf gegen die Fehler in den vielgesungenen Liedern; aber immer erst nach gründlicher Vorbereitung im Einzelnen. (R)

Zeitung, die werden soll

Gegenwartsprobleme des deutschen Journalismus 5

Dieser elementaren Pflicht zu nüchterner Mitarbeit an den sachlichen Problemen, an der keiner vorbei kann, der in der Öffentlichkeit wirken will, kann sich nun aber die evangelische Pressearbeit auf ihrem eigensten Gebiet, dem der Presse, am wenigsten entziehen. Die kulturpolitische Betätigung drängte nach außen. Sie war ein Schaffen und Kämpfen für übergeordnete Ziele des Volkslebens. Die Presse war dabei Kampfgefährte oder Gegner. Ihre eigene Werkstatt, in der sie jeden Tag neu sich selber schuf, der geheimnisvolle Bezirk, der von ihren Kräften durchwaltet war, blieb mehr oder weniger außer Betracht. Es leuchtet ein, daß eine Pressearbeit, die diesen Namen verdienen wollte, daß eine evangelische Pressearbeit, wenn sie im reformatorischen Sinn wirklich Hingegebenheit an die Sache war, auch in diesen Bezirk eintreten mußte. Sachliche und sachverständige Mitarbeit an den eigensten Problemen der Presse, der Dienst an der Gestaltwerdung der Zeitung nach dem „Bilde des, das sie werden soll" — hieß das Ziel. Freilich diese Aufgabe war nicht von Anfang an erkannt. Und noch heute ist die grundsätzlich falsche Einstellung im evangelischen Lager nicht allgemein überwunden, die die Zeitung von außen „bearbeiten", „beeinflussen" zu müssen glaubt, sie mit pressefremden Maßstäben mißt, ihr Interessen aufzwingt, die sie nicht als ihr zugehörig empfindet, vielleicht gar nicht empfinden kann. Ein entscheidender Durchbruch kam seiner Zeit aus Württemberg mit dem — von dem damaligen Leiter des Württembergischen Preßverbands A. Hinderer herausgegebenen — „Zeitungsspiegel", dessen fünf vor und in dem Krieg erschienenen Hefte den bezeichnenden Untertitel trugen: „Beiträge zur Kultur des Zeitungswesens". — Hier hatte die neue Richtung der evangelischen Pressearbeit — Pressekritik vom Boden eines neuen Presseverständnisses aus und Mitarbeit in der Presse, um ihr zur Erfüllung ihrer ureigenen Aufgabe zu helfen — einen in der breiten Öffentlichkeit, insbesondere auch in der Zeitungswelt weithin beachteten literarischen Niederschlag gefunden.

*

Ein Problem, das besonders an die „Kultur des Zeitungswesens" rührt, ist die „Heimatzeitung", ihre Selbstbehauptung und ihre Mission gegenüber dem vordringenden Zeitungsgeist und Zeitungsstil der Großstadt und dem nivellierenden Zug der Zeit. Man weiß, daß der deutsche Journalismus in der Existenz einer Fülle eigengewachsener und -geprägter, mit Land und Leuten, Boden und Volkstum eng verbundener Blätter ein charakteristisches Merkmal besitzt. Hier wurzelt die Zeitung im Boden, aus ihm ihre Kräfte ziehend und wiederum ihn befruchtend; Geist und Gesicht der Zeitung werden durch dieses Zueinandergehören bestimmt. Viele dieser Blätter sind Mittelpunkt einer wirklichen Lesergemeinde. Der Redakteur der „Heimatzeitung" wirkt, anders als sein großstädtischer Kollege, nicht nur durch das, was er schreibt, sondern, wenn er ein Kerl ist, auch durch seine Persönlichkeit; er bedeutet etwas im öffentlichen Leben des Bezirkes, für die Leser ist er gar oft Anwalt und Vertrauensmann. So haben wir hier eine Totalität und Geschlossenheit der Beziehungen von starkem Kulturwert, einen Zeitungstyp, in dem die kulturelle Mission der Presse besondere Entfaltungsmöglichkeit gewinnt, gewinnen kann.

Freilich wer wollte bestreiten, daß dieses Bild zu einem guten Teil Wunschbild ist, und daß die Heimatpresse aus Gründen, die in der Zeit und in der neueren Entwicklung des Zeitungswesens liegen, zur Zeit eine Krisis durchmacht, von der niemand weiß, wo sie enden wird? In dieser Lage gewinnt eine Arbeit ein besonderes Gewicht, die nicht das Lebensunfähige um jeden Preis stützen, aber das, was in der Hauptpresse auch heute noch wurzelfest ist, lebendig sich regt, mit der Zeit vorwärtsschreitet, stärken und damit einen Schatz aktiver kultureller Kräfte vor der Überflutung durch die Lava der Massenzeitungen und großstädtischer Zeitungsmethoden bewahren will.

Es war ein besonderes Verdienst der Preßverbände, die evangelische Pressearbeit zu dieser Aufgabe hinzuführen. Ihre Losung hieß: Weg mit einer Einstellung, die das „Wurst"- oder „Käseblatt" belächelt, ohne seiner doch entbehren zu können! Statt dessen ein unbedingtes Ernstnehmen der Heimatzeitung und ein praktisches Treuehalten auch in kritischer Zeit. Richtete sich dieser Appell an den Leser, so der andere zu fördernder Mitarbeit an die Führerkreise in allen Ständen. Es galt ja, die Heimatzeitung vielfach erst zu dem zu machen, was ihr Name besagt. Kaum Etwas war hierfür so unentbehrlich als ein im Boden der Heimat wurzelnder Mitarbeiterstab. Er allein verbürgte, im Verein mit einem seine Stunde erkennenden Schriftleiterstab, einen Aufbau der Heimatzeitung aus den Kräften der Heimat, eine verstehende Pflege alles Heimatlichen, und damit letzten Endes auch die einzige Möglichkeit der äußeren Selbstbehauptung. In dem Appell an die Mitarbeiter lag darum gleichzeitig ein Programm der Reform der Heimatzeitung im Sinn einer tieferen Erfüllung ihres Wesens. Das praktisch Bedeutsame war, daß die evangelischen Preßverbände in ihren Vertrauensmännern — (so hat beispielsweise der Evangelisch-Soziale Preßverband für die Provinz Sachsen über 200 Vertrauensmänner bei insgesamt 232 Zeitungen der Provinz) den Zeitungen ein gut Teil dieser heimatlichen Mitarbeiter zur Verfügung stellten. Mit Fug war daher in der Evangelischen Schau auf der „Pressa" der Arbeit an der Heimatzeitung eine besondere Darstellung gewidmet. Auch die theoretische und literarische Bearbeitung dieser Fragen ist neuerdings wieder intensiver in Angriff genommen.

Welches die Zukunft der Heimatpresse ist und welche endgültige Antwort damit eine Schicksalsfrage der deutschen Presse finden wird, wer vermöchte es zu sagen! Dies kann aber von der gegenwärtigen Pflicht zum Kräfteregen nicht entbinden. Und hoffnungslos ist die Lage keineswegs. Eine Umfrage ergab, daß gerade die Nachkriegsjahre in einer Reihe von Gebieten ein deutliches, zum Teil überraschendes Aufblühen der Heimatpresse gebracht haben, die die Berichterstatter hoffnungsvoll in die Zukunft blicken lassen.

*

Auf der gleichen Ebene der Mitarbeit an den eigenen Problemen der Zeitung liegt die Zeitungskritik vom Boden der Zeitung aus und der Kampf gegen Auswüchse. Die evangelische Pressearbeit steht hier weithin in Bundesgenossenschaft mit den verantwortlichen Vertretungen der Presse selbst. Die Wege sind: sachverständige literarische Kritik oder in besonderen Fällen Fühlungnahme mit der Presse selbst. So ist uns ein Beispiel bekannt, wo ein Preßverband vor Beginn eines Sensationsprozesses an die Zeitungen seines Gebietes die Bitte richtete, sich bei der Berichterstattung ihrer Verantwortung bewußt zu sein. Viel beachtet wurde im vergangenen Winter ein Schritt, den der Evangelische Preßverband für Deutschland zu Gunsten einer Einschränkung der Karnevalsberichterstattung unternahm. Ein von zahlreichen bekannten Führern des öffentlichen Lebens unterzeichnetes Schreiben an die Presse-Fachorganisationen führte dazu,

daß die „Reichsarbeitsgemeinschaft der Deutschen Presse", in der Verleger und Redakteure vereinigt sind, die Anregungen dieses Schreibens an ihre Landesverbände empfehlend weitergab. Das Wahrheitsproblem in der Presse war der Gegenstand einer der jährlichen Arbeitskonferenzen der Preßverbände. Die Entgiftung des publizistischen Kampfes und der öffentlichen Atmosphäre ist ein vornehmes Anliegen der evangelischen Pressearbeit. Die Aufgabe wird in all diesen Fragen sein, nicht vorschnell mit den Maßstäben einer ruhigeren, glücklicheren Zeit zu urteilen und zu verurteilen, sondern die neuen Probleme, die aus der neuen Zeit herandrängen, zusammen mit den Vertretern der Presse selbst gründlich durchzudenken, um mit Kritik und Forderung nicht ins Leere zu stoßen.

Mit dem Dienst an der Zeitung, wie sie ist, verbindet sich so der Dienst an der Zeitung, die werden soll. Also Ethisierung der Presse. Nicht in einer kleinen Gesinnung des moralisierenden Besserwissens, in einer Gesinnung, die nichts weiß von der ewigen Spannung zwischen Geist und Masse, Macht und Gewissen. Nein, aus einer großen Auffassung der Presse heraus, die getragen und bestimmt ist von der unzerstörbaren Idee der Verantwortung, die das Korrelat der Macht ist.

Freilich stößt alle pressereformerische Arbeit sehr bald auf die Schranken, die der Wirkung der Presse und damit auch der Pressereform in unserer Zeit gesetzt sind. Es hieße — wir beziehen uns hier auf das Eingangs Gesagte — an Symptomen herumdoktern, wollte man für so manche Entartungserscheinungen die Zeitungsredaktionen allein verantwortlich machen. Demgegenüber wird der Tieferblickende sich der Erkenntnis nicht verschließen, daß die moderne Zeitung im Guten wie im Schlimmen wurzelt in der modernen Zeit, in einer Zeit der Gärung und des Übergangs, des Zusammenbruchs und (kann man es hoffen?) der Geburtswehen. Auch in der Seele unserer Presse „kämpft, was wird und war". Die Zeitung der getreue Spiegel der Zeit! Wir sagen das nicht, um der Presse ihre Verantwortung abzunehmen, sondern nur, um gerecht zu urteilen und auf die tiefe Wahrheit hinzuweisen, daß Pressereform zu einem guten Teil nicht allein Publikumsreform ist (siehe oben), sondern auch Gesellschaftsreform, ja daß sie geknüpft ist an innere Wandlungen der Zeit und der Seele, die man von dem Walten der Geschichte selbst erhoffen muß.

*

Es ist ein Übelstand, dem u. a. die Kölner „Pressa" in ihrem Teil abhelfen wollte, daß kaum sonstwo sich der Dilettantismus, das von der Sache unberührte Besserwissenwollen, so breit macht, wie — in Kritik und Mitarbeit — gegenüber der Zeitung. Die evangelische Pressearbeit darf demgegenüber für sich beanspruchen, schon frühzeitig erkannt zu haben: Erste und letzte Voraussetzung des evangelischen Dienstes an der Tagespresse in allen seinen Formen ist gründliche Sachkunde und ist methodisches und technisches Können. Die praktische Konsequenz, die aus dieser Einsicht gezogen wurde, war die Organisierung eines ausgedehnten journalistischen Schulungswesens: Schulung nicht allein zum Erwerb journalistischer Federfertigkeit, zur Gewinnung einer Technik — diese journalistische Bildungsarbeit hatte vor allem das Ziel, ein tieferes Verstehen für die Zeitung, ihre eigentümliche Geistigkeit, ihre Gesetzmäßigkeiten und Lebensordnungen, nicht zuletzt auch ihre Bindungen und Schranken, deren Ursache allzu oft im bösen Willen der Menschen statt in den Zwangsläufigkeiten der Sache gesucht wird, anzubahnen und auf diesem Weg in geduldiger Säemannsarbeit eine richtige „Einstellung" zur Presse zu vermitteln.

So bilden seit bald zwei Jahrzehnten Pressekurse, an denen vor allem auch die Männer der Zeitung selbst mitwirken, einen wichtigen Zweig der evangelischen Arbeit.

Der erste evangelische Pressekursus war der im Jahre 1911 von dem Evangelisch-Sozialen Preßverband in Halle veranstaltete. Während des Kriegs und der ersten Nachkriegsjahre trat die Schulungsarbeit in den Hintergrund, nach Wiederkehr stabiler Verhältnisse wurde sie mit Nachdruck wieder aufgenommen. Ein Ereignis im journalistischen Leben der Reichshauptstadt war der vor einigen Jahren vom Evangelischen Preßverband für Deutschland (E. P. D.) veranstaltete dreitägige Presselehrgang an der Berliner Universität, der in Anwesenheit von zirka 200 Pressemitarbeitern aus dem ganzen Reich und unter Mitwirkung erster Fachleute des Journalismus einen glänzenden Verlauf nahm. Auch die Schulungsarbeit in den Provinzen und Ländern hat einen beträchtlichen Umfang: So hat z. B. der Evangelische Preßverband für Schlesien seit 1919 drei mehrtägige Pressekurse veranstaltet; Ähnliches gilt von Brandenburg, Pommern, Staat Sachsen, Bayern u. a.; in Württemberg sind 180 junge Geistliche durch Pressevorträge im Pfarrseminar geschult worden; der Hallenser Preßverband hält u. a. regelmäßig Pressekurse für Studenten usw.

Der Leitgedanke ist auch hier: Zu verantwortlicher Mitarbeit im öffentlichen Leben legitimieren letzten Endes allein gründliche Sachkunde und eigenes gediegenes Können.

Mit der Führerschulung verbindet sich die Bildungsarbeit am Publikum, an den Zeitungslesern. So hat der Evangelische Preßverband für Württemberg unlängst 140 000 wahlberechtigten Evangelischen ein Flugblatt „Du und deine Zeitung" überreicht, das dem Zeitungsleser in einfachen Worten sagt, was die Zeitung ist und was sie durch seine Mitarbeit werden soll. Es geht hier also um die Erziehung einer aktiven, kritisch-verantwortungsbewußten Leserschaft als des schlechthin entscheidenden Faktors in allen Pressereformbestrebungen. Eine solche Leserschaft — das ist der Glaube — wird sich die ihr gemäße Zeitung schon schaffen: durch Bestellung und Abbestellung, durch ermutigende Anerkennung, durch aufbauende Kritik, vor allem aber durch den unmeßbaren Einfluß, den sie ganz einfach durch ihre von der Zeitung erfühlte geistige Gesamthaltung übt: Freude nicht nur am leicht Unterhaltenden, vollends nicht am Kitsch, sondern auch am Gediegenen; Kritik und nüchterne Unterscheidung zwischen der Aufmachung und dem, was dahinter steckt, muß die Zeitung in der Leserschaft vorfinden, wenn sie selbst Charakter und Niveau kämpfend behaupten soll. Weil die Zeitung ein Spiegelbild der Leserschaft, auch der sich evangelisch nennenden Leserschaft ist, darum ist dieser Dienst am Leser so wesenhaft.

Rückschauend kann festgestellt werden, daß die zeitungskulturelle Arbeit und das journalistische Schulungswesen der evangelischen Preßverbände eine Wegbereitung war für die junge Pressewissenschaft, wie sie in der jüngsten Vergangenheit an den Hochschulen hin und her, mit Lehrstühlen und wissenschaftlichen Instituten, mit einer wissenschaftlichen Zeitschrift und einer wachsenden Fachliteratur Fuß gefaßt hat. Kann jene Arbeit auch für ihre Methoden einen streng wissenschaftlichen Charakter nicht in Anspruch nehmen, so hat sie doch die Aufmerksamkeit auf die Probleme gelenkt und so den Boden für die wissenschaftliche Beschäftigung mit den Fragen aufgelockert. So bietet beispielsweise der bereits erwähnte „Zeitungsspiegel" schon in den Jahren 1911—17 für die Beziehungen zwischen Zeitung und Umwelt, Zeitung und Zeit, Zeitung und Leserschaft eine Fülle wertvollen Materials und reicher Anregungen. Es war darum eine geradlinige Entwicklung, als im Jahre 1925 die evangelische Pressearbeit auch äußerlich in die presswissenschaftliche Front einrückte: mit der Erteilung eines Lehrauftrags für protestantisches Presswesen in der Theologischen Fakultät Berlin an den Leiter des Evangelischen Preßverbands für Deutschland. — Mit der Mitarbeit

an den allgemeinen Wissenschaftsproblemen des Zeitungswesens verbindet sich die planmäßige wissenschaftliche Erschließung der terra incognita des evangelischen Pressewesens. Das „Zentralarchiv für das evangelische Schrifttum" beim E. P. D. hat zu diesem Zweck erstmals eine — lange schmerzlich vermißte — statistische und archivalische Gesamtbestandsaufnahme der weitverzweigten religiösen und kirchlichen Presse durchgeführt. Ein „Ökumenisches Archiv" hat die Bearbeitung der kirchlichen Auslandspresse in Angriff genommen. Gerade hier öffnen sich für Zeitungskunde, Literaturgeschichte und für die praktische Arbeit des evangelischen Journalismus weite Perspektiven.

*

Die Stimmen sind heute nicht selten, die der evangelischen Kirche, gerade auch im Hinblick auf ihre Presse- und Öffentlichkeitsarbeit, den Vorwurf einer Vielgeschäftigkeit machen, die nur geeignet sei, ihre Unzulänglichkeit in dem, was wesentlich ist, zu verhüllen. Andere stellen wohl dem evangelischen Öffentlichkeitswillen, der sich in einem fast überraschenden Siegeslauf in diesem letzten Jahrzehnt Boden erobert hat, den „Verborgenheitswillen" echter Frömmigkeit und sein „unum necessarium" gegenüber. Auch sonst wird, selbst in führenden evangelischen Kreisen, die Pressearbeit noch immer nicht überall ganz ernst genommen, was in einem Zuviel bald an freigebig gespendetem Lob, bald an heftigem Tadel seinen Ausdruck findet.

Die evangelische Pressearbeit sieht dem allem ins Auge. Sie kennt die inneren Gefahren, die das Werk und jeden der in ihm tätigen Menschen stündlich bedrohen. Immer kehren auf den Konferenzen die brennenden Fragen des Berufsethos des evangelischen Journalisten wieder, wird ehrliche Selbstkritik geübt, ringt man um Klarheit über die innerste Legitimation zu diesem Dienst. Aber gerade diese Selbstbesinnung führt immer wieder zu einem mutigen Ja. Dieses Ja ist bestimmt durch den Gehorsam gegen die Wirklichkeit in einer ganz konkreten Situation, deren Ruf unabweislich an Ohr und Gewissen dringt. Wer könnte vorübergehen, wo es sich darum handelt, Christentum und Wirklichkeit wieder enger aneinander zu binden? Dieser Sinn für das Wirkliche hilft der evangelischen Pressearbeit auch, immer wieder klar und nüchtern die Schranken ihrer eigenen Wirkungsmöglichkeit zu erkennen. Darauf wurde fast in jedem Abschnitt unserer Ausführungen der Finger gelegt. Wegbahnung für die erneuernden Kräfte der Ehrfurcht, der Herzensreinheit und jener „größten unter ihnen", nach denen mit unserer wirren Zeit wir alle hungern; Beseitigung von Hemmnissen; Schaffung einer geistigen Luft, in der nicht das Stille, Zarte, Innerliche gänzlich überlärmt wird und erstickt; ein tastendes Gestalten auch neuer Gefäße und Formen für das, was helfen soll, die Seele unseres Volkes vor dem Zerriebenwerden und Verfälschtwerden in der Fron der Arbeit und im Taumel des Vergnügens zu bewahren; und in all diesem ein immer neues Sursum corda! — das will und das kann der evangelische Dienst an der Tagespresse sein. Von Mensch zu Mensch persönlich zu wirken ist ihm nicht gegeben, vor letzte Entscheidungen zu stellen, in das Allerheiligste zu führen in den meisten Fällen versagt. Aber auch in dieser Beschränkung glaubt er, Volk und Kirche einen lebensnotwendigen Dienst zu tun.

Berlin Martin Plieninger

Der Kampf um das Recht des unehelichen Kindes

1

Vor mehr als 3½ Jahren ist im Reichs-Justizministerium ein Gesetzentwurf (vgl. meinen Bericht in CW 1926 Nr. 5) über die Neuordnung der Rechtsstellung des unehelichen Kindes für die Beratung im Reichsrat fertiggestellt worden. Dieser Entwurf ist im Gegensatz zur üblichen Gepflogenheit gleichzeitig veröffentlicht worden, um eine Diskussion darüber zu ermöglichen und Stimmen von Theoretikern und Praktikern der Jugendwohlfahrt über ihn zu hören. Diese Art des Vorgehens ist von allen Seiten dankbar begrüßt worden. Fragen der Jugendwohlfahrt sind nicht bloß eine Angelegenheit der Behörden und der Parlamente, sondern die freie Liebestätigkeit ist hier in hohem Maße interessiert, hat sie doch in der Regel die Pionierarbeit geleistet, während der Staat mit seinen gesetzlichen Vorschriften nachfolgte.

Wie zu erwarten war, ist die Diskussion über den Regierungsentwurf außerordentlich lebhaft gewesen. Dabei ist nicht nur diese oder jene Bestimmung kritisiert, sondern die Grundtendenz des Entwurfes eingehend untersucht worden. Die Beratungen der großen Fürsorgeverbände haben schließlich ihren Niederschlag in einem Gegenentwurf (vgl. meinen Bericht in CW 1928 Nr. 8) gefunden, der hauptsächlich durch den Deutschen Verein für öffentliche und private Fürsorge und das Archiv deutscher Berufsvormünder gestützt worden ist. Im Laufe des Jahres 1927 ist er nach mancherlei Vorbereitungen der Öffentlichkeit unterbreitet worden.

Nunmehr ist Ende des vergangenen Jahres ein neuer „Entwurf eines Gesetzes über die unehelichen Kinder und die Annahme an Kindes Statt" dem Reichstage zugegangen. Man kann in ihm die Niederschlagung der Beratungen des Reichsrates sehen.

Unschwer ist zu erkennen, daß dieser neue Entwurf viel von der vorangegangenen öffentlichen Diskussion gelernt und übernommen hat, wenn auch nur in Einzelheiten. In der eigentlichen Grundfrage jedoch bewegt er sich in einer Richtung, die in der öffentlichen Erörterung des ersten Regierungsentwurfes einmütig abgelehnt worden ist. Es ist dies um so bedauerlicher, als die ablehnende Kritik des ersten Regierungsentwurfes in seinem Kernpunkte einmütig u. a. vom Jugendfürsorgeausschuß des deutschen roten Kreuzes, dem Zentralausschuß für Innere Mission, dem deutschen Caritasverband, dem Ethikbund, sowie der Arbeiterwohlfahrt erfolgt ist. Es waren also außer den großen humanitären Fürsorgeverbänden, wie dem Deutschen Verein für öffentliche und private Wohlfahrt und dem Archiv der Berufsvormünder, auch die weltanschaulich bestimmten Fürsorgeverbände in der Ablehnung des Regierungsentwurfes einig.

2

Wenn wir uns nun diesem neuen Entwurf des Reichsrates zuwenden, so muß zunächst eine starke Änderung gegenüber der ersten Vorlage hinsichtlich der festgestellten Vaterschaft hervorgehoben werden. Eine Vaterschaft gilt jetzt nicht mehr für ausgeschlossen, wenn „erhebliche Zweifel daran begründet sind, daß die Mutter das Kind aus der Beiwohnung empfangen hat", sondern nur, wenn die Mutter das Kind tatsächlich nicht empfangen haben kann oder wenn die Voraussetzungen vorliegen, unter denen ein Anderer nach § 1717 dem Kinde bereits unterhaltspflichtig ist. Dies ist der Fall, wenn mehrere Männer der Mutter innerhalb der Empfängniszeit beigewohnt haben. Unter diesen Mehreren ist jedoch der nicht unterhaltspflichtig, von dem die Mutter das Kind nicht empfangen haben kann.

Mit dieser Regelung ist die logische Geschlossenheit des ersten Entwurfes aufgegeben. Dieser hatte sich das Ziel gestellt, die rechtliche Stellung des unehelichen Kindes der des ehelichen anzunähern. Es sollte dies durch Herstellung einer engen familienrechtlichen Beziehung zwischen Kind und Mutter auf der einen, und zwischen Kind und Vater auf der anderen Seite erreicht werden. Eine Verbesserung der Lage des unehelichen Kindes auf familienrechtlichem Gebiet dem Vater gegenüber ist jedoch nur möglich, wenn die Abstammung des Kindes von einem bestimmten Vater als unbedingt sicher angesehen werden kann. Bei einem Mehrverkehr der Mutter besteht jedoch eine solche Sicher-

heit nicht. Infolgedessen mußte der erste Entwurf des Reichs-Justizministeriums zwei Gruppen von unehelichen Kindern unterscheiden: Kinder, für die ein Vater feststeht, und Kinder, für die nur zahlungspflichtige Männer zu ermitteln sind. Die Verteidiger dieser Fassung haben immer wieder darauf hingewiesen, daß der familienrechtliche Begriff der außerehelichen Vaterschaft in seiner Bedeutung wesentlich herabgesetzt würde, wenn man ihn auch auf die Fälle anwenden wollte, in denen ein Mehrverkehr der Mutter nach der ganzen Sachlage in hohem Grade wahrscheinlich sei.

Die neue Vorlage des Reichsrates läßt eine Feststellung der Vaterschaft auch bei Mehrverkehr zu, sofern derselbe zwar nicht mit absoluter Sicherheit nachzuweisen, aber den ganzen Umständen nach wahrscheinlich ist. Die logische Folge wäre gewesen, daß engere familienrechtliche Beziehungen nur zwischen dem freiwillig die Vaterschaft Anerkennenden und dem Kinde hergestellt würden. Diesen Weg ist der Gegenentwurf der Fürsorgeverbände (vgl. CW 1928 Nr. 8) gegangen. Er läßt nur für freiwillig anerkennende Erzeuger eine Vaterschaft mit familienrechtlichen Wirkungen zu. Der Entwurf des Reichsrates ist diesen logisch und sachlich allein möglichen Weg leider nicht gegangen. Infolgedessen bringt er sich in einem entscheidenden Punkte um die innere Geschlossenheit und logische Einheit.

Unverkennbar sucht der Entwurf des Reichsrates bei der Regelung für die Fälle ungewisser Vaterschaft, den Stimmen der öffentlichen Kritik Rechnung zu tragen. Die im ursprünglichen Regierungsentwurf vorgesehene Haftungsgemeinschaft der „zahlungspflichtigen Männer" ist nicht aufgenommen. Statt dessen ist grundsätzlich Jeder, der in der Empfängniszeit der Mutter beigewohnt hat, dem Kinde gegenüber unterhaltspflichtig, sofern nicht die Mutter von ihm nicht empfangen haben kann oder sofern ein Anderer die Vaterschaft anerkannt hat oder als Vater festgestellt ist. Das Kind kann nur einen unter den mehreren Beiwohnern in Anspruch nehmen und zwar als „Zahler", nicht als „Vater". Mit der rechtskräftigen Verurteilung eines Mannes oder mit der zwischen einem Manne und dem Kinde in vollstreckbarer Form getroffenen Vereinbarung über den Unterhalt werden die übrigen, die der Mutter in der Empfängniszeit beigewohnt haben, dem Kinde gegenüber frei. Ein gewisses Recht, von den anderen Männern einen Ausgleich zu verlangen, d. h. sie durch Privatklage zu teilweiser Erstattung der von ihm zu leistenden Unterhaltszahlungen heranzuziehen, ist dem vom Kinde in Anspruch Genommenen zugebilligt, sofern es binnen Jahresfrist geltend gemacht wird.

Diese Regelung wird von vielen Bedenken, die sich gegen den ersten Entwurf und seine G. m. b. H. „zahlungspflichtige Männer" richten, nicht getroffen. Dagegen bleibt das Bedenken bestehen, daß für eine Gruppe von Kindern nur ein „Zahler" vorgesehen und ihnen das Recht auf Feststellung eines „Vaters" versagt ist. Der Gegenentwurf der großen Fürsorgeverbände verfährt hier zweifellos richtiger, indem er auch bei Mehrverkehr dem Kinde das Recht zuspricht, einen der Beiwohner als Vater feststellen zu lassen. (Österreichische Regelung.) Es ist hier besonders hervorzuheben, daß nach der ganzen Art dieses Gegenentwurfes, weil es sich um Feststellung eines Vaters handelt, der Vormund des Kindes (Jugendamt) sich nicht an den Mann unter den Beiwohnern halten wird, der hinsichtlich der wirtschaftlichen Versorgung für Mutter und Kind die besten Garantien zu bieten scheint, sondern daß der Vormund (Jugendamt) verpflichtet ist, sich an denjenigen Beiwohner zu halten, von dem als Vater für die zukünftige Entwicklung des Kindes die günstigste Beeinflussung zu erwarten ist und für dessen Vaterschaft biologisch die größte Wahrscheinlichkeit spricht.

Anders liegt die Sache in dem neuen Entwurf. Hier handelt es sich nicht um die Gewinnung eines „Vaters", sondern um die Inanspruchnahme eines „Zahlers" für das Kind. In diesem Falle würde der Vormund pflichtwidrig handeln, wenn er nicht den bestmöglichen Zahler für das Kind in Anspruch nähme. Eine ganze Reihe von sittlichen Bedenken muß diese Regelung erwecken.

Ganz besonders wird man unter diesen Umständen damit rechnen müssen, daß die Mutter sich von dem Bestreben leiten läßt, einen finanziell möglichst leistungsfähigen Mann als Zahler für das Kind zu erhalten. Daraufhin wird sie ihre Angaben machen. Der Vormund wird auf sie eingehen müssen, da das Kind das Risiko der Auswahl unter den möglichen Zahlern mit zu tragen hätte.

Im Zeitalter der deutsch-österreichischen Rechtsangleichung ist es nicht unbedenklich, daß in diesem Punkte der Entwurf sich zu seinem Nachteil von der österreichischen Ordnung unterscheidet. Bei ihr ist gerade das Wesentliche, daß für das Kind *nicht ein Zahler festgestellt, sondern ein Vater gewonnen* wird. Es bedarf außerdem kaum eines Beweises, daß die unehelichen Kinder in der Beurteilung des Volkes darunter leiden werden, daß es für eine große Gruppe unter ihnen keinen „Vater", sondern nur einen „Zahler" gibt.

Gegen das Ausgleichsrecht, das dem als Zahler in Anspruch genommenen Manne gegenüber den übrigen Beiwohnern zusteht, sind gleichfalls Bedenken zu erheben, wenn auch zugegeben werden muß, daß sie sich dadurch nicht unerheblich mildern, daß das Ausgleichsrecht an eine einjährige Frist zur Geltendmachung gebunden ist.

3

Der *Inhalt des Vaterschaftsverhältnisses* nach dem neuen Entwurf fordert vielfach die Kritik heraus. Es sei auf Folgendes dabei besonders hingewiesen:

a) Die Vorteile des durch den ursprünglichen Regierungsentwurf geschaffenen neuen Vaterschaftsbegriffes für das Kind sind sehr gering. Es sind in der Hauptsache Rechte, die dem Vater zustehen und deren Eintreten fast ausschließlich von seinem Willen abhängig ist. Im Gegensatz dazu hatte der Gegenentwurf das Verhältnis zwischen dem unehelichen Vater und dem Kinde unter den Gesichtspunkt des Kindeswohles geregelt. Er sah weniger Rechte des Vaters als der Regierungsentwurf vor, dagegen weitergehende Verpflichtungen des Vaters. Er stellte vor allem bezüglich des Unterhaltsrechts und des Erbrechts das uneheliche Kind dem ehelichen Kinde gleich, wenn der Erzeuger die Vaterschaft anerkannt hatte.

Die neue Vorlage für den Reichstag hat dem ersten Entwurf gegenüber auch hier manches aus der öffentlichen Erörterung aufgenommen. So bestimmt sie ausdrücklich, daß die elterliche Gewalt nicht dem Vater und der Mutter nebeneinander verliehen werden kann. Ferner macht sie den Vater, dem die elterliche Gewalt verliehen worden ist, dem Kinde in demselben Maße wie einem ehelichen gegenüber unterhaltspflichtig. Die Verleihung der elterlichen Gewalt an den Vater selbst soll jetzt nur zulässig sein, wenn dies aus besonderen Gründen im Interesse des Kindes liegt, während die ursprüngliche Vorlage die elterliche Gewalt dem Vater nur verleihen wollte, wenn er dem Kinde in seinem Haushalt Unterhalt gewährt oder es bei seinen Angehörigen unterbringt.

b) Höchst bedauerlich ist, daß auch die neue Vorlage die Unterhaltspflicht nicht bis zum vollendeten 18. Lebensjahr ausdehnt. Trotz all der gewichtigen Bedenken, die in der öffentlichen Diskussion dagegen geltend gemacht worden sind, wird am 16. Lebensjahr als Abschluß der Unterhaltspflicht festgehalten. Auch bezüglich des Erbanspruches gegen den unehelichen Vater bleibt die neue Vorlage hinter den berechtigten Forderungen der Öffentlichkeit zurück.

c) Der im Reichsjugend-Wohlfahrtsgesetz festgelegte Schutz aller unehelichen Kinder durch die *Amtsvormundschaft des Jugendamtes* wird auch durch

den neuen Entwurf teilweise durchlöchert. Hiergegen sind erneut allerstärkste Bedenken zu erheben. Es sollte grundsätzlich daran festgehalten werden, daß aus dem durch das RJWG geschaffenen gesetzlichen Unehelichenschutz die Kinder nur dann ausscheiden, wenn sie durch Heirat der Eltern legitimiert, für ehelich erklärt, oder durch Annahme an Kindesstatt in die volle Stellung eines ehelichen Kindes eingesetzt werden. Es ist bedauerlich, daß Theorien zu liebe die Bedenken der Praxis in diesem so wichtigen Punkte des Unehelichenschutzes nicht genügend berücksichtigt worden sind. Es ist mit aller Bestimmtheit zu sagen, daß ein wirkliches Bedürfnis zur Verleihung der elterlichen Gewalt an den unehelichen Vater nicht vorliegt. Der Vater konnte schon nach bisherigem Recht das von ihm außerhalb der Ehe erzeugte Kind für ehelich erklären lassen und so die elterliche Gewalt erlangen. Ferner konnte der Erzeuger sich zum Vormund seines unehelichen Kindes bestellen lassen. Von beiden Möglichkeiten ist kaum Gebrauch gemacht worden. Es kann daher nicht entschieden genug verurteilt werden, daß trotz dieser Erfahrung der Praxis und trotz der sachgemäßen und richtigen Regelung des Unehelichenschutzes im Reichsjugend-Wohlfahrtsgesetz dieser Unehelichenschutz durch den Gesetzentwurf durchlöchert wird.

d) Bedenklich ist auch, daß die Vorlage einen neuen Begriff der elterlichen Gewalt schafft. Dieser Begriff ist bisher durch die §§ 1626 ff. des BGB geregelt. Hiernach steht die elterliche Gewalt dem Vater oder der Mutter von Natur zu und kann nur unter bestimmten Voraussetzungen eingeschränkt oder entzogen werden. Durch den Entwurf des Reichsrates wird nun eine völlig andersartige elterliche Gewalt geschaffen, die nicht von Natur besteht, sondern vom Vormundschaftsgericht verliehen und jederzeit geändert oder aufgehoben werden kann. Es ist zweifellos gefährlich, wenn man mit demselben Wort zwei ihrer ganzen Art nach verschiedene Dinge bezeichnet. Es muß dies notwendig zu einer Begriffsverwirrung führen, die der Klarheit des Rechtes nicht förderlich ist.

e) Starke Bedenken sind auch dagegen zu erheben, daß diese neue elterliche Gewalt nicht auf die Fälle der freiwilligen Anerkennung der Vaterschaft beschränkt wird. Sie wird vielmehr auch dann zugelassen, wenn der Erzeuger sich der Feststellung seiner Unterhaltspflicht widersetzt, wenn er die Unmöglichkeit oder Unwahrscheinlichkeit seiner Vaterschaft behauptet, sie aber nicht voll beweisen kann, oder wenn er gegen andere Männer sein Ausgleichsrecht verficht. Mag auch kaum zu bezweifeln sein, daß in der Praxis die Vormundschaftsrichter die elterliche Gewalt voraussichtlich nur solchen Vätern zusprechen werden, die die Vaterschaft freiwillig anerkennen, so bleibt es doch bedenklich, daß das Gesetz grundsätzlich eine weitergehende Möglichkeit offen läßt.

4

In einem Punkte nimmt der Entwurf von der öffentlichen Diskussion überhaupt keine Notiz. Verschiedentlich ist die Forderung erhoben worden, daß die Volks- und Staatsgemeinschaft die Bürgschaft für den von dem Erzeuger zu leistenden Teil der Unterhaltslast zu übernehmen habe. Um eine gründliche Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit zu gewährleisten, ist diese Forderung mit besonderem Nachdruck von verschiedenen Seiten erhoben worden. Man hat die Regelung etwa so vorgeschlagen, daß der Mutter, die die Kosten für den Unterhalt und die Erziehung des Kindes nicht aufbringen kann, aus öffentlichen Mitteln die Unterhaltsgelder gezahlt werden sollten, und daß dann die öffentlichen Kassen (Jugendamt, Wohlfahrtsamt) den Vater zur Erstattung heranziehen, bzw. sich auch an die Eltern des Vaters halten sollten. Gegen diese Vorschläge ist freilich eingewendet worden, daß dadurch die unehelichen Kinder zu Staatskindern gestempelt würden. Es ist dies jedoch meines Erachtens keineswegs der Fall, da der Erzeuger der öffentlichen Hand gegenüber für Rückzahlung der von ihr verauslagten Unterhaltsgelder haftet. Ein derartiger Grundsatz ließe sich durchaus in unser sonstiges Fürsorgerecht einordnen.

Bei der Beiwohnung mehrerer Männer innerhalb der Empfängniszeit hätte auch erwogen werden können, sämtliche Beiwohner zum vollen Unterhaltsbetrag heranzuziehen, für das Kind jedoch nur einen Teilbetrag zu verwenden. Der Restbetrag könnte dann zur allgemeinen Verbesserung der Unehelichenfürsorge überhaupt, sowie zum Ausbau der Jugendwohlfahrtspflege Verwendung finden. Eine derartige Bestimmung wäre vielleicht geeignet, das Verantwortungsgefühl beider Geschlechter zu schärfen. Außerdem wäre auf diesem Wege eine Minderung der gewaltig ansteigenden Jugendwohlfahrtslasten zu erreichen.

5

Überprüft man den ganzen neuen Entwurf, so muß leider festgestellt werden, daß der Gesichtspunkt des Kindeswohles in ihm nicht genügend berücksichtigt ist. Juristisch verklausulierte Ansprüche, deren praktische Bedeutsamkeit gering einzuschätzen ist, spielen in ihm eine größere Rolle als Erwägungen praktischer Jugendwohlfahrtspflege und eines wirksamen Unehelichenschutzes.

Die neue Vorlage wird vermutlich von allen Praktikern der Jugendwohlfahrtspflege als unmöglich und unannehmbar bezeichnet werden. Ihre Grundlage ist verfehlt. Sie bietet kleinliche Reformversuche, statt einer großzügigen Neugestaltung des Unehelichenrechtes. Vor allem fordert die in ihm vorliegende Durchbrechung des im RJWG vorgesehenen Unehelichenschutzes die schärfste Kritik heraus. Es ist zu hoffen, daß Erwägungen der Praxis und die Stimme der großen Fürsorgeverbände im Reichstage besser gewertet werden und zu einer grundsätzlichen Umgestaltung der Vorlage etwa in der Richtung des Gegenentwurfes der Fürsorgeverbände führen werden.

Breslau Ulrich Altmann

Schwestern

Ein Erlebnis

Ein großes helles Zimmer, ausgestattet mit sieben Betten; die hohen Fenster mit den weißen Tüllgardinen den Blick freigebend auf eine Kastanienallee. — An jedem Bett ein Tischchen, darauf Blumen in gläsernen Vasen, frisch, bunt; sie sind ein Gruß der Natur da draußen an die kranken Menschen, die in diesem Zimmer liegen. Es ist kein großstädtisches Krankenhaus; es ist die Chirurgische Privatklinik des weithin berühmten Geheimrats Dr. H. Aber da dem alten Herrn alle Menschen gleich lieb sind, wie er einmal gesagt, so sind nicht wenige aus den Kreisen der arbeitenden Stände in seinem Hause. Denn die Krankenkassen tragen ja die Kosten. Und da es mir gleichgültig ist, in welchem Zimmer ich untergebracht werde, denn es sind immer nur wenige Plätze unbelegt, so liege ich nun in diesem Zimmer an einem der Fenster, durch das viele Stunden des Tags die liebe Sonne hereinlacht, liege in der Gemeinschaft von sechs Männern verschiedenen Alters, die alle der „werktätigen" Klasse angehören. Niemand kennt mich näher; auch die Schwester weiß nur Namen und Wohnort und letzterer ist von der Großstadt einige Stunden entfernt. Eine Woche habe ich bereits hinter mir, und diese war die schwerste. Nun ich aber die Operation glücklich überstanden habe, bin ich auch seelisch nicht mehr bedrückt, habe mich auch bereits dreingegeben, auf viele Wochen hinaus im allernächsten Verkehr mit vier Sozialdemokraten und zwei Kommunisten zu stehen. Es sind alles Familienväter und tüchtige Berufsmenschen — jeder hat ein Unglück gehabt — und das Trennende in Stand und Lebensanschauung berge ich still in meiner Brust. Ich bin hier nur Kranker wie die Anderen auch, und

so höre ich stundenlang schweigend zu, wenn sich die beiden „Parteien“ politische Redeschlachten liefern.

In dem großen Hause, wo überall peinlichste Sauberkeit herrscht und selbst auf Treppen und Gängen jedes Stäubchen weggewischt wird, walten gläubige Schwestern, deren Mutterhaus irgendwo im Rheinlande ist. Der Herr Geheimrat will von anderem Pflegepersonal nichts wissen. Eine Dienerin gehört sogar der Heilsarmee an. Sie will einmal Offizierin werden. Des Sonntags morgens um 9 Uhr ist gemeinsamer Gesang der Schwestern, die in den drei Stockwerken mit Chorälen Gott loben und danken.

Diese schlichte Sonntagsfeier ist für die Herzen meiner Stubengefährten eine böse Sache. Alles in diesem Hause lassen sie sich willig gefallen. Sie sind des Lobes voll über den lieben, immer freundlichen Herrn Geheimrat, über die mit ihm arbeitenden Chirurgen, über die blendende Sauberkeit und die reichliche vorzügliche Kost — ist doch keiner von uns magenkrank —, über die sorgfältige Pflege, die jedem Einzelnen von der Schwester zuteil wird; nur der christliche Geist, der leise, unaufdringlich, wie ein lindes Wehen durchs Haus zieht — er ists, der in ihnen tiefen Unwillen erregt. Und doch werden keine Neuen Testamente ausgelegt, keine Traktate verteilt. Kein Jesusbild an der Wand peinigt ihre Augen.

„Wir haben es schon einmal der Schwester gesagt: ‚Den Sonntagsgesang können Sie sich schenken. Wir sind Atheisten und glauben an solche Mätzchen nicht‘ —“, erklärt mir der eine. Er ist Maschinenmonteur. Eine Lokomotive hat ihm ein Bein abgefahren. Als er noch gesund war, bekleidete er in seiner Partei den Posten eines Funktionärs. Er arbeitete auch mit Hochdruck in der Kirchenaustrittsbewegung unter den Genossen. „Wenn sie am nächsten Sonntag wieder singen, werden wir dazu pfeifen!“ Er ist in diesem Kreise die tonangebende Persönlichkeit und, wie es scheint, ein etwas aggressiver Charakter. Ich sage auch jetzt nichts dazu — ich habe das Gefühl, daß eine gelegenere Stunde für mich kommen wird.

Die Schwester im anderen Flügel des Stockwerks ist ein rosenwangiges, junges, heiteres Mädchen, ganz Typus der lebensfrohen Rheinländerin. Unsere Schwester dagegen — —. Ja, ich gestehe: anfangs war ich befremdet, um nicht zu sagen enttäuscht. Wo war bei ihr das liebe, linde Wesen, von dem ich immer geträumt, daß es eine Schwester haben müsse und daß es gerade d a s Charakteristikum der Schwester sei? Freilich, unsere Schwester ist nicht mehr so jung wie die Rheinlandstochter; mag bereits sechsunddreißig sein. Es liegt etwas Herbes, fast Strenges in ihrem Wesen, und wenn sie spricht, klingts zuweilen ein wenig soldatisch. Und doch stiehlt sich zwischen Wort und Gehaben manchmal ein Lächeln, welches verrät, daß alles nicht so streng gemeint ist, wie es klingt. Wie kann ein gläubiges Menschenkind so herb sein? Fehlt es da nicht irgendwo? Ohne Zweifel: der Dienst an den Kranken, die zum Teil schwere Operationen durchmachen müssen, ist nicht leicht. Er beginnt schon um fünf Uhr und ist für die Tagschwester erst um acht Uhr abends zu Ende. Aber ists nicht altgewohnter und trotz allem Schweren liebgewordener Dienst, getan im Aufblick zum Herrn? Oder ists das Wissen, daß diese alle hier Atheisten sind? Daß deshalb und noch dazu bei dem ständigen Wechsel der Kranken der Zusammenschluß und Zusammenklang der Seelen nicht aufkommen kann? Da beschließe ich, ganz in der Stille zu versuchen, ob es mir nicht doch gelingen werde, einen Blick in ihr innerstes Wesen zu tun. Ich will mich nicht mehr beirren lassen, wenn sie auch mir gegenüber herb und kurz ist. Vielleicht — sage ich mir — bist auch du in ihren Augen ein Sozialist, Atheist und dergleichen.

Ich frage die Anderen, zu welchem Mutterhause diese Schwestern gehören. Ob etwa zum Kaiserswerther Diakonissenhause — doch kann mir Keiner sichere Auskunft geben. Aber ohne daß ich es gewollt, habe ich damit ein Thema berührt, das für meine Nachbarn ein schweres Problem ist; über das, wie ich höre, sie schon des Öfteren nachgesonnen, ohne es aber lösen zu können. Hinsichtlich der Schwesternschaft stehen sie alle vor einem Rätsel. Und nun soll ich in Wirklichkeit erleben, daß das Wort wahr ist: „Dem natürlichen Menschen sind die Dinge Gottes eine Torheit; er kann sie nicht begreifen.“ Und so erscheint es ihnen ganz unverständlich, daß das Gehalt der Schwestern vom Geheimrat dem Mutterhause zugeführt wird und sie selbst für ihre eignen kleinen Bedürfnisse ein geringes Taschengeld erhalten. Selbst die Gaben, die sie zuweilen von einem Genesenen bei seinem Abschied erhalten — sie sind ja ohnehin gering — fließen dem Mutterhause zu. Eine solche Bedürfnislosigkeit — ja mehr noch: ein „so rückständiges Arbeitsverhältnis“, wo es keine Streiks gibt, können sie nicht begreifen. Ganz sicher muß da etwas dahinterstecken. Aber was? O, sie werden mit ihrem Denken schon auf dem rechten Wege sein!

Warum diese Mädchen und Frauen den Schwesternberuf ergreifen? Die Antworten, die ich da höre, sind nicht fein und zart. Vielleicht sind die Leser und Leserinnen auch tief empört über mich, daß ich mich unterfange, sie einigermaßen wiederzugeben. Allein, zwei Umstände bestimmen mich dazu: Die Schwestern sollten nicht im Unklaren darüber bleiben, wie man in gewissen Kreisen über sie denkt und dann: Sie spiegeln den Geist wider, der in der Sozialdemokratie und im Kommunismus lebt, und geben zu bedenken, daß solche Ideen nicht nur als „Überzeugung“, sondern einfach als feststehende „Tatsache“ umgehen und weiter verpflanzt werden.

So wird denn das große Problem wieder einmal „gewälzt“. Der Eine erklärt mir: „Da ist kein sonderliches Geheimnis dahinter. Das sind Mädchen, die eine unglückliche Liebe gehabt haben. Die enttäuscht worden sind. Und manch' Eine ist in der Liebe zu Fall gekommen. Da wird sie dann in die Schwesterntracht gesteckt. Es ist für die Familie noch immer ein reputierliches Ende der Affäre.“

Der Andere dünkt sich noch weiser und ein feiner Kenner der weiblichen Psyche zu sein. Er sagt: „Du liebe Zeit — es sind doch auch Menschen wie wir alle und haben doch auch ihr Triebleben. Für den Mann, den sie entbehren, suchen sie in der Weise einigen Ersatz, daß sie die Pflege und Abwartung der Kranken übernehmen. ...“

„Wenn man sichs überlegt: Es sind doch alles recht bedauernswerte Mädchen — grad' so wie die, welche den Schleier nehmen und Nonne werden —“, pflichtet ein Dritter gedankenvoll bei.

So geht es weiter. Nicht ohne derben Zynismus. Es scheint, als wäre die Erotik ihr ureigentliches Element. Plötzlich vom Parteifunktionär an mich die Frage: „Was denken S i e denn über die Sache?“

Ich bin der Einzige, den man mit „Sie“ anredet. Am ersten Tage war es anders. Da wurde ich sofort mit „Du“ angesprochen. Ich war doch sicherlich auch „Genosse“. Aber ich blieb bei aller Freundlichkeit hartnäckig beim „Sie“ und da ließen die „Genossen“ das „Du“ fallen. Vielleicht auch mochten sie fühlen, daß es sich für Jüngere dem alten Weißbart gegenüber doch nicht gut schickt.

„Ihre Weltanschauung muß Sie notwendigerweise zu dieser Auffassung der Dinge führen; darum kann ich Ihnen das, was Sie gesagt, nicht einmal übelnehmen. Wäre es nicht in Ihrer Weltanschauung begründet, so müßten Sie fühlen, wie schwer Sie die Schwestern damit beleidigen.“

Da nimmt aber die Unterhaltung eine plötzliche, für mich ungeahnte Wendung.

„Ja — haben Sie denn eine andere als die materialistisch-marxistische Weltanschauung? als die einzig vernünftige? Sind Sie nicht Sozialist?“ fragt mich der Funktionär.

„Nein — ich bin kein Parteimensch" — bekenne ich offen. „Ich habe die innere Zerrissenheit unsres Volkes immer beklagt. Auch ist meine Lebensführung nicht dazu angetan gewesen, mich viel um das Parteigetriebe in Deutschland zu kümmern. Ich habe vordem im Auslande gelebt und da ist man nur Deutscher — —."

Einer, der im Auslande gelebt, erscheint ja immer als ein interessanter Mensch. So kommt denn auch sofort die Frage: „Waren Sie in Amerika?"

„Das nicht. Ich lebte in einem anderen, viel kleineren Eckchen der Erde — in Palästina — in Jerusalem."

Beginnen jetzt in den Seelen dieser Menschen Erinnerungen an die Kinderjahre lebendig zu werden? Steigen sie herauf, die Bilder der biblischen Geschichte? War dieses Land nicht die Heimat Jesu und die Stadt Jerusalem nicht der Ort, da man ihn ans Kreuz schlug? Und nun ist ein Fragen darnach, ob es in Jerusalem noch Häuser und sonstige Bauwerke aus Jesu Zeit gibt.

Aber da tritt die Schwester ins Zimmer, um zu sehen, ob Jemand ihrer bedarf. Und der Funktionär bringt ihr die Neuigkeit. „Schwester D., das wird Sie interessieren: Herr F. ist in Jerusalem gewesen, hat dort gewohnt!"

Ein kurzer, nichtssagender Blick gleitet zu mir herüber. Es ist jetzt für sie keine Zeit zur Unterhaltung. Aber am Abend, als der Dienst zu Ende, kommt sie ins Zimmer und setzt sich zu uns. „Erzählen Sie etwas von Jerusalem" — sagt sie einfach.

Von der deutschen Kolonie im Tale Rephaim zur Bethlehemer Landstraße, über die Brücke, die das obere Hinnomtal überquert, entlang der südwestlichen Stadtmauer, führe ich sie im Geiste zum Hebrontor, dem Bab el-chalil, hinauf. Beschreibe ihnen das gewaltige Bauwerk der Herodesburg mit seinen mächtigen Türmen Hippikus, Phasael und Mariamne; wandre mit ihnen durch enge Gassen zum Suk, den alten, überwölbten Markthallen, gehe weiter durch die Christenstraße zur Kirche des heiligen Grabes und in ihr in die Golgatha-Kapelle. Dann hinaus auf den Muristan, wo sich die griechischen Basare befinden und sich die deutsche evangelische Erlöserkirche erhebt. Weiter die Via Dolorosa entlang zum Stephanustor. Am St. Pauls-Hospiz gehts ein Stück die Stadtmauer entlang und dann über den oberen Teil der Kidronschlucht zu den Gärten „Gethsemane". Zwischen die weißen Kalksteinmauern der einzelnen Besitze steigen wir die Höhe des Ölbergs nach et-Tur hinan. Alle diese Punkte bieten eine Fülle Stoff zum Erzählen, zum Beschreiben. Auch die Natur der Umgebung Jerusalems kommt zu ihrem Rechte. Die Anemonen, die zwischen den Steinen des Ölbergs hervorglühen und die wir dort „Blutströpfle" nennen — die Adler und Geier, die, Fraß suchend, über dem städtischen Schlachthofe langsam ihre Kreise ziehen. Von der Höhe des Ölbergs aber gleiten die Blicke wieder zurück auf Stadt und Umgebung. Das schöne Bild des Tempelplatzes mit dem vom Sonnenglanz umfluteten Felsendome wird nicht vergessen. Ich rede vom Kidrontale mit seinen Denkmalen aus Jesu Zeit, vom Dörflein Silwan, dem einstigen Siloah, und endlich führe ich sie über den Bergsattel hinweg, die Jerichostraße entlang, nach Bethanien. Überall und überall auf die Fußspuren Jesu deutend.

Es ist ein langer Abend geworden. Von den christlichen, insonderheit deutsch-evangelischen Liebeswerken im Heiligen Lande muß ich ihnen ein anderes Mal erzählen. Und langsam stieg vor den Männern zwischen den Schilderungen von Stadt und Umgebung ein Bild Jesu herauf, sie sahen ihn wie wohl noch nie in ihrem Leben — den Mann, dem sie so überaus fremd geworden sind, daß sie in ihm den Feind ihres Lebens erblicken. —

In den folgenden Tagen ist noch viel des Fragens und Forschens. Und da wird mir eine neue große Erfahrung: In den Kreisen der sozialdemokratischen Arbeiter ist eine erstaunliche Unwissenheit inbetreff der Person und des Lebens Jesu; es fehlen bei vielen von ihnen die elementarsten Kenntnisse der Heiligen Schrift und der christlichen Glaubenslehre. Wenn allen Ernstes gesagt wird, daß Jesus doch auch verheiratet gewesen sei, so gebe ich damit nur e i n Beispiel aus der Vorstellungswelt dieser Kreise. Und nun, wo mit der Kirchenaustrittsbewegung und mit der bekenntnisfreien Schule dem sozialdemokratischen Kinde auch der Religionsunterricht entzogen wird, kann es nicht ausbleiben, daß diese Unwissenheit in christlichen Dingen noch viel größere Dimensionen annimmt. Liegt aber nicht auch ein innerer Widerspruch in dieser Feindschaft gegen das Christentum? Besteht er nicht darin, daß gerade die Kreise, die sich christusfeindlich gebärden, weder Jesus und sein Leben, noch sein Evangelium genauer kennen? Haben sie je einmal ein inneres Erleben Gottes als des Vaters der Menschen gehabt? Und dann eine andere Frage: Wie ist es möglich, daß der Religions- und biblische Unterricht der Schule und der Konfirmanden-Unterweisung so wenig die jungen Seelen gefangen nehmen konnte, daß nichts mehr fürs Leben davon übrig blieb?

*

Wieder ists Sonntagmorgen.

„Wenn die Schwestern nachher singen, dann pfeifen wir dazu!" Es klingt wie eine Parole, die der Parteifunktionär ausgibt. Er freut sich schon über den „Spaß".

„Ich würde es nicht tun —" sage ich ruhig.

„Warum nicht?"

„Wenn Jemand glaubt, auf seine Weise uns etwas Gutes und Liebes zu tun, so soll man doch die gute Absicht nicht schmähen; und dann ist doch der Eine oder Andere in den Zimmern, dem Sie den Sonntagmorgen damit verärgern. Warum wollen Sie den Schwestern nicht das Recht der freien Meinungsäußerung lassen — verlangen Sie dasselbe Recht nicht auch für Ihre Weltanschauung?"

Der Funktionär zeigt ein verlegenes Lächeln. Die Anderen sagen nichts, sind nachdenklich. Draußen sind die Schwestern mit der Oberin versammelt. Durch die offenen Fenster dringt der hehre Klang vieler Kirchenglocken. Nun klingts und singts auch im Hause. „Gott ist getreu! Sein Herz, sein Vaterherz verläßt die Seinen nie ..." Nach der schwäbischen Weise. Im Bett aber sitzt der Parteifunktionär. Hat er nicht wochenlang mit dem Tode gerungen? Doch. Aber er pfeift die Melodie nach. Einer tut desgleichen. Sie sind das wohl ihrer Überzeugung schuldig. Und freuen sich über den gelungenen „Spaß".

Ob es die Schwestern gehört haben? Gar zu laut wars ja nicht. Immerhin — —.

Nun ist die Schwester wieder bei uns. Sie läßt sich nichts merken. Sie verrichtet ihren Dienst — Verbände erneuern, Temperaturen messen, waschen, Betten in Ordnung bringen.

In diesen Tagen brachten die Zeitungen Berichte über eine Schwurgerichtsverhandlung. Die Krankenpflegerin B. war beschuldigt, einen Patienten durch Verabreichung großer Dosen Morphium ums Leben gebracht zu haben. Grund: Verschmähte Liebe. Eifersucht. Der Funktionär hält das Zeitungsblatt in der Hand. „Die Schwester B. ist zu zehn Jahren Zuchthaus verurteilt worden!" ruft er aus.

Einen Augenblick hält unsere Schwester in ihrer Arbeit inne. Stolz richtet sie sich auf und sieht ihn an. „Ich muß doch sehr bitten" — sagt sie — „die B. war keine Schwester!" Weiter kommt nichts aus ihrem Munde, und nun verrichtet sie wieder ihre Arbeit. Hei, wie diese Augen aufblitzen konnten, als sie die Ehre der Schwesternschaft verteidigte! Ob aber diese Leute verstanden haben, was Schwester D. gemeint? Wohl kaum. Für mich aber sollte ein Tag kommen, da ichs ihnen noch deutlicher sagte.

Derweilen habe ich noch viel Zeit, unsere Schwester im Stillen zu beobachten.

Gewiß leicht machts Schwester D. niemandem, in die Tiefen ihrer Seele zu blicken. Diese werden verhüllt. Sie redet zu ihren Kranken kein Wörtlein über Jesus und sein Evangelium, bringt nicht eins von den frommen Traktätlein, die sonst gern in Krankenhäusern umgehen. Und das Herbe ihres Wesens mag nicht allein Ertrag aus harter, mühevoller, verantwortungsreicher Arbeit mehrerer Jahrzehnte sein; vielleicht liegts so in ihrem Charakter als Ostpreußin.

„Wie kommen Sie zu dem Liede ‚Gott ist getreu?'" frage ich leise die Schwester, als sie bei mir ist. Und ich füge erklärend hinzu: „‚Sie haben mir damit die Erinnerung an ein bedeutsames Ereignis geweckt, das ich in meinem Leben gehabt habe. Dies Lied ist doch aus dem württembergischen Gesangbuch!'"

Sie sieht mich prüfend an. Aber sie hält das Türlein ihres Herzens fest zu und sagt nur: „Es steht in unserm Liederbuch." Und schon ist sie bei meinem Nachbar, dem Kommunisten, ihn zu betreuen. „Es ist nichts mit Schwester D. zu reden" sinniere ich und lege mich resigniert in die Kissen zurück. Denke darüber nach, wie ein Christenmensch so schroff sein kann. . . .

Ja, Schwester D. ist mir wirklich ein Problem, an dem ich arbeite.

Aber auch die Anderen haben ihr Problem, das sie nicht zur Ruhe kommen läßt: das Problem „Schwester und Weib". Immer von neuem wird die große Frage hin und her erwogen.

Nun kann ich schon im Zimmer „spazieren gehen" — nach drei Wochen. Ein jüngerer Mann sitzt auch bereits im Schaukelstuhle. Gedankenvoll sagt er: „Wenn ich nur wüßte, aus welchen Gründen diese Mädchen Schwestern werden! Es ist doch kaum nur eine Brotfrage für sie. Und an sogenannte Heilige glaube ich nun einmal nicht."

Ich fühle, daß jetzt meine Stunde gekommen ist. Ich bleibe vor ihm stehen.

„Wenn Sie einmal nach Jerusalem kommen könnten, so würden Sie dort — in der Ebene Rephaim, außerhalb der Stadt — ein großes Haus mit schönem Garten davor finden. Über dem Tore dieses Hauses steht in deutscher Sprache ‚Jesus-Hilfe'. In diesem Hause ist das menschliche Elend in seiner grauenhaftesten Gestalt zu sehen. Ich bin oft in diesem Hause gewesen. Das ist ein Haus für Leprakranke, also für Aussätzige. Die Lepra ist eine fürchterliche Krankheit. Wer von ihr befallen wird, ist unrettbar verloren. Da faulen den Menschen die Gliedmaßen bei lebendigem Leibe ab. Mit den Fingern und Zehen beginnts; dann greifts über auf Hände und Füße, auf Arme und Beine, auf Lippen und Nase, so daß die Unglücklichen letztlich nur noch einen Leib mit lauter Stumpfen und den zerfressenen Kopf besitzen. Die Stimme verliert sich; es bleibt ein heiseres Krächzen. Zehn, fünfzehn und mehr Jahre gehen so dahin, bis endlich der Tod sie erlöst. Welche Krankenpflege an solchem zerfressenen, faulenden Körper vonnöten ist, können Sie sich gar nicht vorstellen. Der Verlauf dieser Krankheit ist ein zweifacher: es gibt eine Art, die innerlich beginnt und die andere, die ich eben beschrieb. Die Lepra hat aber auch einen zweifachen Charakter. Die palästinische Lepra wird nur durch Vererbung übertragen, so daß die Möglichkeit besteht, sie endlich einmal auszurotten. Es gibt aber noch eine Lepra, die das Grausige an sich hat, daß sie ansteckend ist! Das ist die Lepra, wie sie zum Beispiel in Niederländisch-Guiana und in Labrador auftritt. Da ist mit der Pflege und Wartung der Kranken eine große persönliche Gefahr verbunden. Und wer pflegt sie? In Jerusalem, in Guiana-Surinam, in Labrador sind es deutsche, christliche Schwestern. Viele Schwestern sind Jahrzehnte in solchen Häusern. Und nun könnte ich Sie durch ganz Deutschland führen — in die zahlreichen Anstalten für Idioten, Epileptische, Krüppel, verwahrloste Kinder, unheilbare Kranke aller Art — überall dahin, wo Schwestern dienen — und ich stelle Ihnen jetzt die Frage: Glauben Sie wirklich, daß alle diese Schwestern in solche Aussätzigen-Häuser und Idioten-Heime und ähnliche Anstalten gehen, nur weil sie schwer am Weibe tragen? Wenn das Mutterhaus unsere Schwestern hier in jene Aussätzigen-Häuser senden würde, sie würden kein sonderliches Herzklopfen bekommen und sofort hingehen. Denn sie wissen: sie stehen überall in Gottes Hand.

„Haben Sie schon einmal darüber nachgedacht, warum diese christlichen Krankenpflegerinnen ‚Schwestern' sind? Das ist nicht nur ein besonderer Titel; damit wird ihre ganz besondere Eigenart aufgezeigt. Im Verkehr der gläubigen Christen untereinander gilt als oberster Grundsatz: Allesamt Brüder und Schwestern in Christo Jesu. Aus diesem umfassenden Gemeinschaftsprinzip ist nun hier ein doppeltes Verhältnis hervorgegangen. Alle diese Frauen bilden einen engeren Geschwisterkreis, der sich um ein gemeinsames Mutterhaus gruppiert, das sie zu ihrem Lebensberufe vorgebildet hat, mit dem sie aber auch geistig verbunden sind. Aber auch allen denen gegenüber, die ihre Pflege und Fürsorge genießen, sind sie Schwester, Schwester im Geiste, das heißt in der Gesinnung Jesu. Verstehen Sie recht: Dann sollen wir zu ihnen wie Brüder sein — wie Brüder denken, fühlen, handeln. Zwischen Bruder und Schwester aber fällt alles Erotische weg; da gibt es keine Leidenschaft, kein Begehren, keine Irrungen.

„Nun sagten Sie, es gibt keine heiligen Menschen. Mein Lieber: Heilig bedeutet ‚abgesondert sein' und wird in der Sprache der Christen für Menschen gebraucht, die sich vom Geiste dieses Weltlebens haben erretten lassen durch den machtvollen Geist Jesu Christi; die also eine andere Gesinnung des Herzens von Gott erhalten haben, als die ist, die der triebhaft handelnde Mensch in sich trägt. Da beherrschen den Menschen nicht mehr die sinnlichen Begierden; da ist es aus mit Neid und Scheelsucht, mit Lüge und Falschheit, mit Menschen- und Klassenhaß; da ist das Stürmen und Drängen nach Wohlleben und den Gütern dieser Erde zur Ruhe gebracht. Wenn Sie aber mit dem Worte heilig den Begriff ‚ohne Sünde sein' verbinden, so muß ich Ihnen freilich sagen, daß kein Christ und keine Christin von sich behauptet, ‚engelrein' zu sein. Das Menschenherz und Menschenhirn sind die zwei Kampfplätze, wo die Macht der Finsternis mit Christus bis ans Ende der Menschheit um die Herrschaft ringt, und auch da gibts für den Christen ein Auf und Nieder, ja bisweilen sogar einen Fall, von dem ihm nur Gott wieder aufhelfen kann. Aber kein Mensch arbeitet mehr und ernster und oft auch mit weinender Seele an seiner inneren Auferstehung als der gläubige Christ. Hätte der Satan die Macht, das Gottesreich mit seinen zahllosen Liebeswerken an den Armen und Elenden der Menschheit von der Erde zu tilgen — es würde Sie alle das Grauen packen, wenn Sie sehen könnten, was denn übrig bleibt! Ich könnte zu Ihnen sagen: Zeigen Sie mir doch die Werke erbarmender Menschenliebe, die Sozialdemokratie und Kommunismus bisher geschaffen! Ich tue es nicht, weil ich weiß, daß solche Werke, wie sie seit den Anfängen des Christentums von diesem der Welt geschenkt worden sind, aus Ihrem Geiste und Herzen gar nicht hervorgehen können!

„Und wenn Sie die Schwestern hier sehen, wie sie ihre ganze Persönlichkeit in den Dienst christlicher Nächstenliebe stellen und in harter, aufreibender Arbeit von früh bis spät in die Nacht ihr Leben verbringen, dann sollten Sie davor innerlich zittern, auf den Weg der Schwestern noch Dornen zu werfen. . . ."

Es ist sehr still geblieben darauf. Auch die folgenden Tage. Es ist das Nachdenken über sie gekommen. —

Und wieder ists Sonntagsgesang der Schwestern — es pfeift niemand dazu.

Noch oft des Tages und Abends erzähle ich von meinen Reisen im Orient und am liebsten von Palästina und der

heiligen Stadt. Erzähle von der Apostelgemeinde, die auch eine Zeitlang eine kleine kommunistische Gesellschaft war. Nur auf einen anderen Geist gegründet. Ich fühle fast, wie sich den Hörern eine neue, bisher nicht gekannte Welt auftut. ...

Schwester D. waltet ihres Amtes. Und wo ein Jemand ist, der sich ein wenig widerspenstig zeigt, kann sie sehr energisch sein. Wenig unterhaltsam ist sie. Viele Worte machen liegt ihr nicht. Ein stiller Ernst ist über ihr Wesen gebreitet. Aber es befremdet mich nicht mehr. Ab und zu, wenn sie bei mir ist, kann ich einen Blick in ihre Augen tun. Sie sagen nichts. Und doch sehe ich zuweilen darin ein stilles, glückliches Aufleuchten. Sie weiß nicht, daß ichs erlausche. Dann, wenn sie gegangen ist, lächle ich für mich. Und dieses Lächeln sagt: Zeige immerhin deine rauhe Seite — ich weiß doch: Hinter ihr verbirgt sich ein Gotteskind. ...

Dresden Richard E Funcke

Friedrich Griese

1

Mit „Kreuzbergstationen" begann Friedrich Griese sein eigenartiges, von starkem Erleben und tiefem inneren Schauen getragenes Werk, er drang aus der noch an der Oberfläche formenden Charakterisierungskunst vor zur Tiefe der menschlichen Schau, drang hinein in die Erde: „ich muß schwarze, lockere Erde haben, um zuweilen hineingreifen zu können und mich wiederzufinden." Dieses ergreifende Ringen um den letzten Sinn allen Seins, diese starke Sehnsucht nach der „schönen, großen, starken Mutter" Erde in ihrer Totalität, dieses stetige Drängen und Stoßen nach dem „Ur" steigert die Stationen des Leidens zur Passion, zu jenem großen Leiden, das unmittelbar aus dem Göttlichen erwächst, zu jenem Suchen des Menschen nach einer dem Geist sichtbaren Brücke, die ihm den Sinn der Erde mit Tier und Pflanze, mit Meer und Wald, mit Licht und Luft erfühlen läßt, die ihn versöhnt mit der urmächtigen Schöpfung, ihn zum Verstehen der Natur und der Gottheit bringt und ihn wieder in den harmonischen Kreis aus Gott, Erde und Mensch bannt, denn „wir sind wie Wolken, Baum und Grashalm nur ein Tropfen im All". Und abermals steigert Griese sein Werk über die Passion hinaus in seinen letzten Epen „Winter" und „Tal der Armen" *) zum Mythos als jener künstlerischen und ethischen Einheit, als jenem einmaligen bis zu den letzten Gründen vorstoßenden Geschehen für alle Geschehen. Diese Werke sind raum- und zeitlos im relativen Sinn, denn es ist sehr wohl ein Raum da: die Erde — Moor, See, Hügel, Weide, schweres Ackerland, Bauernhöfe darauf mit Menschen und Tieren und darüber der Himmel in weiter, unendlicher Ferne oder ganz nah, schwer lastend über der Landschaft. ... Und es ist sehr wohl eine Zeit da: ewige Gegenwart und ewige Zukunft. Die Menschen sind alle Bauern; schwere, karge Gestalten, aus Eichenholz scheinen sie herausgewuchtet zu sein von einem Schöpfer, der nur schwer das zähe Holz zur Form werden lassen konnte — aber zart und frei ist die Seele, denn diese Menschen sind von Gott, gleich wie die Blume und der Sang eines Vogels von Gott ist. So steigern sich diese Bauern, deren wenige Worte immer auf ein Geheimnis oder ein Geschehen hindeuten, Worte, die Gleichnis sind, zu Gestalten ewigen Menschtums; in ihnen liegt das Schaffen aller Menschen, nur ihr Werk ist wesenhafter, weil sie mit dem Sein und der Erde, mit Saat, Ernte und Vergehen inniger verbunden sind, und die es nicht mehr sind, gehen unter in der dämonischen Urgewalt des „Winters" — nur ein Menschenpaar gelangt über die weiße Wüste in besseres Land, und in ihnen hat sich schon der dritte, der neue Mensch — noch ruhend im Mutterleib — offenbart.

Diese Bauern sind die Ahnen und die Symbole für alle mit dem Schaffen und der Erde verbundenen Menschen: durch die Gestaltungskraft Grieses. Denn der Dichter schaut so tief hinein in die letzte Wesenheit, daß aller Schein von Mensch und Natur fällt, so daß nur noch die eine große Realität: Erde bleibt. Ja, Griese gehört zu den großen Realisten des Seins, die den Kern hinter den hundert Hüllen erschauen: „Es kam plötzlich und wie ein Sturz in das Tal mit dem Blick auf die Höhe. Ich sah das Land und wußte nun plötzlich, wozu ich da war." Diese Bauern verkörpern in ihrem sehnsuchtgetriebenen, primitiven, zwischen Trieb und eigenem Willen schwankenden Menschtum, in der erdhaften, schwer sich zum Ausdruck verdichtenden Sprache, in der naiven Größe ihrer Gesinnung die Symbiose von Tierisch-Triebhaftem und Göttlich-Eigenem, das mittlere Stadium des Menschseins.

Griese dringt vor zu dem Ursein und zu der Urseele der Schöpfung, er weiß um Gott, und die rührende, schlichte Bewegung, die wohl einmal eine Gestalt um die Wirklichkeit Gottes tut, sie zeugt von dem innigen, herben Ergriffensein des Dichters vor der dem Geist sichtbaren Hand der Gottheit. So kann selbst die Gnade der dichterischen Wortgestaltung die Vorzeichen eines großen bevorstehenden Geschehens, das Aufleuchten eines feurig glimmenden, fremden Sterns emporschleudern zur Vision, in der schon Erfüllung zittert. Und die Menschen treiben im Wasser des Schicksals — aber die Starken unter ihnen stehen fest in der Unendlichkeit, sie bilden eine Einheit mit der schwarzen, feuchten Erde und der warm leuchtenden Sonne, ihnen sind die Gestirne Wegweiser. Sie arbeiten wie die Natur, bis einmal urmächtig eine Tat aufblitzt, so seltsam und doch bedingt wie das Geschehen in der Landschaft, an der der Mensch nicht werken kann, denn die Natur ist sich selbst die Gestalterin, wenn es auch eine Formung ist, die in ihrem scheinbaren Widerstreit nur wenige Menschen erahnen: „Wie dunkel ist dies alles, wie stark sind die Gewalten der Tiefe, wie trügerisch ist die Ruhe dieses Landes. Wie gefährlich ist unser Schlaf. Wie unfrei ist unser Weg. Klein ist der Mensch." Diese Menschen, wie sie etwa im „Winter" vom Dichter zu lebendigen Gestalten erhoben werden, sind nicht nur mit der schweren Erde verknüpft, spüren nicht nur die harte oder gütige Hand Gottes und das ungeheure Walten der Naturkräfte — oft zuckt aus tiefen, unterbewußten Gründen ein Trieb, und dann fallen sie hinüber auf die andere Seite des Lebens oder stehen zwischen zwei Grenzen gleichsam über dem Wasser, das sich nach beiden Seiten weithin erstreckt: dann wird ein Bauer zum Ehebrecher, ein anderer verleugnet seinen Sohn, der ein Bettler ist, den er aber aus Stolz als Pfarrer ausgibt — so wohnt bei diesen Bauern im Haus die Lüge, die sie nach außen hin überbrücken, bis der Tag kommt. Alle diese Gestalten sind eingesponnen in das unsichtbare Netz des Schicksals, sie stehen vor einem Rätseltuch, das sie fühlen — aber nicht sehen und fassen können, dann bricht einmal über diese Menschen ganz still oder dämonisch grollend das Schicksal herein; schön schildert es der Dichter in der Novelle „Die letzte Garbe", wie da über die Milde und den Frieden des Heidehofes die Brutalität und Gemeinheit des Krieges sich erbricht. „Was war das?" fragt der Bauer, als er fernher das Tosen der nahenden Kriegsscharen hört; einfach und erschütternd antwortet der Knecht: „Ja, das mag so etwas gewesen sein, Bauer."

*) Von Friedrich Griese erschienen bisher folgende Werke: „Ur", eine deutsche Passion (Delphin-Verlag, München). „Feuer", Roman (Hinstorffsche Verlagsbuchhandlung, Wismar). „Das Korn rauscht", Erzählungen (Friedrich Lintz Verlag, Trier). „Die letzte Garbe", Novellen (Otto Quitzow-Verlag, Lübeck), „Wittvogel", Erzählung mit Nachwort von Dr. Hans Knudsen Ph. Reclam Verlag, Leipzig). „Die Magd", Drama (Volksbühnen-Verlags- und Vertriebsgesellschaft, Berlin). „Winter", Roman (Otto Quitzow Verlag, Lübeck). „Tal der Armen", Novelle (Otto Quitzow Verlag, Lübeck). „Flucht", Erzählung (Bruno Cassirer Verlag, Berlin). „Alte Glocken", Roman (Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg).

Aber es sind da auch Menschen, die mit der Gottheit und der Erde ganz eng verbundenen, ich möchte sagen, verbündeten — die schauen durch das Schicksal und wissen, daß es einen sonnenklaren Tag und eine sommerliche Zukunft gibt, die über die Öde der Schneeberge „den Geruch frisch aufgebrochener Ackerkrumen zu spüren meinen". Sie ahnen nichts von den mystischen, dunklen, gewaltigen Jenseitsmächten, nichts vom Schicksal; Gott und Welt sind ihnen Wirklichkeit, sie wissen nur von einer Einheit, in deren Kreis sie selbst stehen. Das Leben, das in Grieses Werk gestaltet wird, ist ein kämpferisches Ruhen in der Unendlichkeit und ein Ringen um die letzte Erfüllung, die „die schwerste Stunde ist, die grausamste; die Stunde, die aufheult in ihrer Qual". Und wiederum gibt es Menschen, die um diese letzte Gewißheit und Erkenntnis nicht zu kämpfen brauchen, weil sie wissen und erkennen, gleichwie sie leben, die sich nur noch Letztes erringen müssen: den Sieg über das Schlechte und Böse. Jona in „Winter" ist solch ein Mensch — schon als zehnjähriger Knabe „groß und stark, wie er noch nie jemand in diesem Alter gesehen hat. ... Fleisch drängt sich durch alle Risse, braun und glänzend wie die Haut jähriger Füllen auf der Weide. Seine Glieder schwellen wie die Birken im Saft des Frühlings." Dieser Mensch lebt im All, ist mit dem Raunen der Erde und dem Streichen der Winde vertraut, hört in sich Gott und Erde. So ist er ein wissender Mensch.

2

Friedrich Griese ist Mecklenburger, 1890 wurde er als Sohn eines Bauern in Lehsten bei Waren geboren. Er war Hauslehrer, dann Lehrer in einem mecklenburgischen Dorf. 1915/16 war Griese im Krieg und lebt jetzt seit 1926 in Kiel, noch immer als Lehrer, was sich oft schwer mit seinem dichterischen Schaffen vereinigen läßt.

Grieses Schaffen entstand nicht um des literarischen Ehrgeizes willen, sondern aus einem inneren Muß, aus ursprünglicher Berufung. Vielleicht war es zuerst noch Freude, aufzuzeichnen von den Begebenheiten und Leiden der ihn umgebenden, herben Bauern, bis es dem Dichter immer mehr zu einem inneren Zwang wurde, das tiefste Erlebnis zu einem in sich ruhenden, organischen Wortkunstwerk zu verdichten, das Befreiung und Erfüllung wurde. Das Schaffen Grieses zeigt denn auch dieses Wachsen, das aus einer immer tieferen Schau, aus einem immer mehr sich festigenden Menschtum sich emporläuterte. Grieses bisheriges Werk ist der Weg von der reinen Darstellung der Realität zum Mythos, zur Intensivierung des Realen, wobei mit „real" jenes innere und äußere Erkennen gemeint ist. Diese Verwesentlichung wird künstlerisch als Formausdruck mit der gleichen stilistischen Eigenart gestaltet. Die Reden dieser Bauern, die geradezu einzigartige Darstellung der Landschaft, die Ehrlichkeit, mit der Tier und Halm, Wald und Blume geschildert werden — dieses höchst bedeutungsvolle Element der dichterischen Formgebung und Sprachgestaltung ist es, das in der Reife und Unmittelbarkeit Grieses Schaffen zu einer Epik erhebt, die wahres, hohes Dichtertum offenbart. Griese, dessen Werk sehr wohl in der Zeit steht — nur daher löst es für den Menschen unserer Zeit die große Spannung aus — steigt nicht hinab in das Leben und Treiben der Zeit, er hebt nur wesentliche Elemente heraus und verdichtet sie im Werk. So setzt sich der Dichter nicht mit Zeit und Welt auseinander, verkündet keine Weltanschauung, sondern formt seine innere Schau, die verwesentlichte Realität ist, zur Dichtung. Dabei zeigt Grieses Schaffen sehr wohl eine gefestigte, persönliche Welt- und Lebensanschauung, die zwar nie aufdringlich hervortritt, aber dennoch die Dichtung durchwirkt und noch mehr die große Einheit erzielt. Dieses Ethos wird in den beiden Hauptgestalten des „Winter" zur lebensvollen Entwicklung gebracht. Jona, der Sohn aus der heimlichen Ehe der trotzigen, starken, mythenhaften Bauerntochter und des slavischen Knechtes, vereinigt, wenn die Eltern auch untergehen, in sich das westlich-nordische, gottverbundene und das geheimnisvolle, naturverbundene, östliche Blut, und durch die Liebe zu Grita wird sein Wesen aus der Ungebundenheit und gesetzlosen Größe vergeistigt und vertieft, so daß sie über menschliche Verwirrung und die unfaßbare Gewalt des „Winters" hinweg hoffnungsvoll aus naturhaftem Gefühl heraus ihren Weg gehen.

Die Entwicklung des Werkes, so war schon aufgewiesen worden, zeigt die klare, emporstrebende Linie eines sich immer mehr selbst bewußt werdenden Menschen und Dichters. Seltsam schon der Anfang: „Feuer", ein Selbstbekenntnis, das noch steht unter der fesselnden Faust des Krieges, ein verzehrendes Suchen nach Harmonie mit Gott und Welt, eine instinktive Sehnsucht nach der Naturnähe des Weibes — ein Werk der Qual, ein Vergluten am Weib. „Das Korn rauscht", Impressionen aus der mecklenburgischen Heimat, Etüden zur Menschengestaltung. „Ur" und „Alte Glocken": die ersten großen Vorklänge zum „Winter" in der Fülle neuer Motive und stark erfaßter Gestalten, in der Verlebendigung und Verwirklichung der Sagen, in dem Suchen nach letzter Gestaltung. Und dann „Winter" mit seinen Begleitern „Die letzte Garbe", „Wittvogel", „Die Flucht" und „Tal der Armen" zeigen Griese in seiner zutiefst dichterischen Begabung. Diesen Werken galten auch hauptsächlich die vorangehenden Betrachtungen. Eine Darstellung der Stoffkreise zu geben wäre selten sinnloser als hier, man kann nur Rhythmen erfassen, Worten nachgehen, den Gehalt kennzeichnen. Denn es ist ein starkes, unmittelbares Werken, dessen Ton und Rhythmus selbst gelesen und nachempfunden sein will, und das zeigt zugleich die gewaltige Einheit eines jeden Werkes. Diese Stärke und kosmische Verbundenheit, zu der Friedrich Griese in seinen letzten Werken herangereift ist, beruht letzthin auf dem festen Glauben, den er sich errungen hat, und den er selbst am schönsten motiviert mit einem tiefen Wort, das er mir in eine Ausgabe seines „Winter" hineinschrieb: „Siehe, der Winter ist vergangen, und abermals wächst Gras, und wird Kraut auf den Bergen gesammelt!"

Rostock Ernst Adolf Dreyer

Bücher und Schriften

Das neue Denken. Von Hermann Herrigel. Berlin-Dahlem, Lambert Schneider 1928. 244 S. Geb. 7.50 M.

Hermann Herrigel, ein nicht mehr unbekannter Frankfurter Gelehrter und Schriftsteller, unternimmt mit dieser Sammlung von Aufsätzen den Versuch, die Haltung des neuen Denkens in ihren Umrissen, ihrer Lage und ihrer Richtung zu bestimmen, die — wirksam auf vielen Lebens- und Wissensgebieten — unsere Zeit im historischen Ablauf als eine neue Zeit qualifiziert. Herrigel will von einem Wandel im Denken sprechen, der sich vielerorten etwa seit dem Ende des Krieges vollzogen hat, durch den die Fragestellungen und die Betrachtungsweisen andere geworden sind.

Das alte Denken, das seit der Renaissance die Welt beherrschte und im 19. Jahrhundert seinen Kulminationspunkt fand, bezeichnet Herrigel als „prinzipielles Denken", das seinem Wesen nach statisch war und dem als die entsprechenden Korrelate die Haltungen des „Individualismus" und „Idealismus" zugeordnet waren. Er setzt sich im ersten Teil seines Buches mit dem „Sozialidealismus" Natorps auseinander, um im Vergleich an seiner Denkart die neue Denkhaltung auszuweisen. Leider schlägt auch er als den Schuldigen an allem heutigen Unglück den Idealismus tot. Er tut es freilich mit großem Geschick von der philosophischen Seite her. Seine These dabei lautet: Der Idealismus ist abzulehnen, weil er transzendentale Bedingungen in psychologische Forderungen und Voraussetzungen, und damit psychologische Kräfte in idealistische umdeutet. In der Politik äußere sich diese Haltung als Verharmlosung im liberalen Fortschrittsglauben und als Doktrinarismus in einem illusionärem Pazifismus. Politik aus der Haltung des neuen Denkens aber stelle nicht geistige Postulate auf, die im Unendlichen liegen, sondern lese aus der Wirklichkeit der gegebenen Situation ab, was vom Geiste gefordert werde. — Diese ganze Studie über das Verhältnis von Geist und Politik scheint uns leider zu wenig ausgeführt.

In vier weiteren Aufsätzen und im Resumee des Schlußaufsatzes versucht Herrigel die Frontziehung des „neuen Denkens" in der

Wissenschaft durchzuführen, indem er ungefähr alle Fragestellungen und Diskussionen über die Wissenschaft, die in den letzten Jahren geführt wurden, berührt. Ausgehend von der Kontroverse Max Weber mit v. Kahler, deren grundsätzliche Bedeutung er sehr treffend aufzeigt, geht er in einer wissenschaftsgeschichtlichen Studie der Wendung vom Mittelalter zur Neuzeit nach und kennzeichnet diese mit den antithetischen Schlagworten: Statik — Dynamik; Substantialismus — Funktionalismus; Autonomie der Teile — arbeitsteilige Ganzheit; Wille zur Wahrheit — Wille zur Wirklichkeit. Die erkenntnistheoretische Fragestellung Kants hat sich zur phänomenologischen gewandelt. Nicht mehr setzt erst die Erkenntnis die Wirklichkeit als Objekt analytischen Denkens, sondern die Wirklichkeit selbst spricht das erste Wort und wird zum Korrektiv des Denkenden. „Die Welt ist nicht erst im Denken gegeben, sondern sie hat ihre Existenz unabhängig vom Denken; sie wird vom Menschen mit anderen Organen aufgenommen und ist damit für das Denken gegeben. ... Im neuen Denken ist das Denken ein anderes, die Wirklichkeit eine andere und das Gerichtetsein des Denkens auf die Wirklichkeit ein anderes. Es kennt die Wirklichkeit nicht als Einheit, sondern als qualitative Mannigfaltigkeit, deren Einheit keinen substantiellen, sondern funktionellen Charakter hat; das Denken erhebt nicht den Anspruch, als Vernunft außerhalb von Raum und Zeit zu stehen, und es ist schließlich auf die Wirklichkeit gerichtet, nicht um hinter der Vielheit der Dinge die ‚eigentliche' Wirklichkeit zu entdecken, sondern mit aller offenen Bereitschaft sie, so wie sie ist, in ihrer ganzen räumlichen und zeitlichen Vielheit und Differenziertheit zu erkennen. Alles zusammengenommen heißt das, daß die Erkenntnis-Aufgabe, die sich das neue Denken stellt, eine andere ist als die des alten Denkens."

Herrigels Protest gegen das alte substantiell-prinzipielle zu Gunsten des neuen funktionalistisch-dialektischen Denkens ist sicher richtige Deutung und treffender Ausdruck der in der gegenwärtigen Situation denkend Wirkenden. Nur läßt Herrigel nicht deutlich genug werden, daß auch das dialektische Denken erst wieder durch eine prinzipielle Haltung möglich ist, die in der Dialektik eben ihr Prinzip sieht. Oder deutlicher: Dialektik (etwa im Sinne Grisebachs) steht hier für Aufgeschlossensein gegen die Welt, für Bereitschaft zur ständigen Korrektur und Ertragen des Widerspruches alles Denkens durch die Wirklichkeit. Dialektisches Denken ist so in seiner Art eine evident prinzipielle Art des Denkens. Nur ist es eben ein ganz neues Formalprinzip.

Herrigel nennt diese Haltung des neuen Denkens, das in seinen Anfängen übrigens bis zur Galilei zurückgeht, mit Grisebach „Dialektik", mit Rosenzweig „absoluten Empirismus". Herrigels Arbeit ist überhaupt als Weiterführung und Anwendung dessen, was Franz Rosenzweig in seiner kleinen Skizze „Das neue Denken", enthalten in „Zweistromland", zuerst aufgestellt hat, zu bewerten. — Es ist dem Verfasser ganz gewiß gelungen, die erste Wegrichtung des gegenwärtigen Denkens deutlich zu machen; ein Buch, das die einzelnen Wegabschnitte in ihren Details genau zu schildern unternehmen wollte, kann freilich erst in 50 Jahren geschrieben werden.

Hans-Joachim Schoeps

Der wahre Talmudjude. Von Albert Katz. Berlin, M. Poppelauer 1928. 165 S. Geb. 3 M.

Dieser überaus verdienstliche kleine Band enthält eine Auswahl der wichtigsten Grundsätze des talmudischen Schrifttums über das sittliche Wesen des Menschen. Sie sind von dem verstorbenen Verfasser 1893 zum ersten Male übersetzt und in 70 Kapiteln mit genauen Quellenangaben systematisch geordnet worden. Heute liegen sie schon im vierten Neudruck, von der Tochter herausgegeben, vor. Die Sammlung setzt sich zur Aufgabe, ein klares Bild der so viel umstrittenen „Talmudethik" zu geben. Sie würde einen ungeheuren Segen anrichten, wenn alle diejenigen, die — ohne je im Talmud selber gelesen zu haben — so viel über ihn schimpfen und mit gefälschten oder aus dem Zusammenhang herausgerissenen Stellen antisemitische Hetze betreiben, sich in eine gründliche Lektüre der hier zusammengestellten Hauptsätze des jüdischen Sittenkodex versenken würden. Hans-Joachim Schoeps

Das Corpus christianum bei Luther im Lichte seiner Erforschung. Von Kurt Matthes. Studien zur Geschichte der Wirtschaft und Geisteskultur, herausgegeben von Rudolf Häpke, Bd. V. Berlin, Karl Curtius 1928. 134 S. 4.80 M.

Unter corpus christianum versteht man die Christenheit in der Einheit ihrer so kirchlichen wie staatlichen Ordnung, besonders in der Gestalt und Bewertung, die sie im Mittelalter gehabt. Es war gewissermaßen eine Entdeckung, als K. Holl feststellte (er ist bisher nicht widerlegt) daß der Ausdruck doch nicht mittelalterlich sei und die vulgäre Auffassung von ihm der mittelalterlichen Organisation der Christenheit wenig entspreche. Daran hat sich dann mancherlei Streit geknüpft. Zur Klärung der in Frage kommenden Begriffe hat das schon beigetragen, ohne daß der Streit bisher zu Ende gekommen. Letztlich kommt auf den „Ausdruck" ja nicht viel an. Wohl dagegen darauf, wieweit die mittelalterliche Idee doppelter Organisation der einen Christenheit und des inneren Verhältnisses der sakramentalklerikalen und weltlich-rechtlichen (obrigkeitlichen, staatlichen) Ordnungen sich in und nach der Reformation erhalten habe (trotz neuer religiöser Intuition von Kirche, Klerus, Sakrament). Natürlich tritt dabei die Frage, wie Luther lehrhaft und praktisch zu der Idee des corpus christianum gestanden habe, für die historische Forschung in den Vordergrund. Es ist schon eine solche Fülle von Studien auf diese Frage, wieder nicht unter dem Titel, aber bei der Untersuchung der beiden Grundelemente, der Kirche, des Staats, und ihrer wechselseitigen Beziehung in Luthers Denken, verwendet worden, daß sich nachgerade das Bedürfnis meldet, in übersichtlicher und begrifflich eindringender Weise über die Entwicklung und den gegenwärtigen Stand dieser Forschung orientiert zu werden. Kurt Matthes ist, wie mir scheint, noch ein jugendlicher Historiker. Er hat in sehr sorgsamer, (meist) vortrefflich berichtender, auch durchaus wohl überlegter kritischer Darstellung solche „Orientierung" unternommen. Er unterscheidet zwei bzw. drei Gruppen unter den Forschern. Eine zweigeteilte ältere und die eigentlich neuzeitliche, wie er meint: der Sache erst wirklich gerechtwerdende „Auffassung" der Ideen Luthers, die auf das corpus christianum Bezug haben. Auch Luther hat den Ausdruck nicht, steht aber wie M. mit Recht urteilt, noch auf dem Boden der gemeinten Idee, wenn auch in „seiner Weise". Unwillkürlich, meint M., sind die Forscher selbst abhängig von den allgemeinen Verhältnissen bzw. der allgemeinen weltanschaulichen Ideenlage ihrer Zeit. Die älteren Gruppen, die doch bis in die letzte Zeit ihre Fortsetzung haben (Holl gehöre noch dazu), seien ihnen unbewußt noch im Banne aufklärerischer bzw. naturrechtlicher Auffassungen. Eine neue, richtig d. h. wirklich historisch eingestellte Gruppe (Bahnbrecher Sohm und Troeltsch) werde Luthers Ideen erst ausreichend gerecht; sie entspreche erst der Tatsache, daß es eine Einheit von Christenheit und Kirche einerseits, Völkerwelt (irgendwie Fortsetzung des christlichen römischen Weltreichs) anderseits nicht mehr gebe; sie habe kein Bedürfnis mehr, die aufklärerische Verselbständigung von Kirche und Staat in Luther hinein zu interpretieren, könne es verstehen, daß und wie Luther beide aufeinander bezogen denke, nämlich in neuer, evangelischer Spezialdeutung. M. achtet in der neueren Forschung direkter auf die über Luthers Beurteilung des Staats als der Kirche. Das ist ein Mangel. Denn Luthers Kirchenidee ist die leitende, nicht die Staatsidee für das in Frage stehende Thema. Und die Forschung über jene Idee ist sowohl bei Sohm und Troeltsch, als auch bei Holl, belastet durch Nichtbeachtung der Doppelschichtigkeit in Luthers Kirchenidee. Doch da rede ich in eigener Sache, da ich ja letzterer eine besondere Untersuchung gewidmet habe, die M. noch nicht kennen konnte und hinsichtlich deren ich selbst der Kritik unterstellt bin. Ferdinand Kattenbusch

Ein sonderbarer Abt. Von Carl Seilacher. Karlsruhe, C. F. Müller 1928. 146 S. 2.80 M.

Auf Grund eingehenden Studiums der Urkunden des ehemaligen Zisterzienserklosters seines Wohnortes Herrenalb, deren wissenschaftliches Ergebnis er gesondert veröffentlicht hat, gestaltet Pfarrer Karl Seilacher das Lebensbild des letzten Klosterabtes Philippus Degen zu einem Kulturbild aus dem Reformationsjahrhundert. Um die an sich unbedeutende Gestalt des Abtes gruppieren sich die großen Ereignisse und Gegensätze der Zeit, sowie einflußreiche Gestalten für die Reformatoren und Herzöge des schwäbischen Landes. Das ist alles schlicht und doch spannend gezeichnet. Geschichte und Dichtung haben zu einem Büchlein zusammen gewirkt, das man gern in Gemeinde- und Jugendbüchereien, zumal im Südwesten, aufnehmen wird. Friedrich Niebergall

Zentrale und periphere Gemeindearbeit. Von Pfarrer K. Veller. Kaiserslautern, Evangelischer Verlag 1929. 24 S. 80 Pfg.

Daß der unsern Lesern bekannte Mainzer Pfarrer diesen Synodalvortrag veröffentlicht hat, kann man nur begrüßen. In dem ihm eigenen ernsten und schonungslosen Ton bietet er eine kleine Pastoraltheologie für das Gewissen der Pfarrer. Zu Grunde legt er seine Erkenntnis von der neuen Kreatur als dem Zielpunkt des Evangeliums und erörtert von da aus alle Seiten des pfarrerlichen Lebens und Wirkens. Allem voran stellt er die Pflege des Gebetslebens; es ist gut, daß er sich bei der Besprechung der Aufgabe der Predigt, der Hausbesuche usw. vor einem Rigorismus hütet, der sich von Illusionen nähren müßte, vielmehr angesichts der Beschaffenheit der Gemeindeglieder pädagogische und propädeutische Wege empfiehlt, die der zentralen Wirksamkeit dienen sollen. Diese Verbindung von hochgespannter Zielsetzung und nüchterner Prüfung der Möglichkeiten wird manchem Pfarrer sein Gewissen in die Reihe bringen helfen.

Friedrich Niebergall

Evangelische Lebenskunde. Von Bungenberg. Langensalza, Julius Beltz 1929. Erste Hälfte. 130 S. 3.50, geb. 5 M.

Das Buch von Bungenberg ist als evangelische Ergänzung zu dem katholisch orientierten Werk von Grafen „Praktische Fortbildungsschularbeit" gedacht. Mit vollem Recht beschränkt der Verfasser die Aufgaben des Religionsunterrichts an Berufsschulen auf rein praktische: Berufsethik im Hinblick auf Tages- und Gegenwartsfragen. Die Lehrproben behandeln in diesem Sinn die Stellung zur Arbeit, Gesundheit, Familie und zur Kirche. Der Lehrer geht von der praktischen Erfahrung des jungen Menschen aus, um die Lebensfrage endgültig an der Bibel zu orientieren. Das Buch kann auf diesem neuen und schwierigen Gebiet Wegweiser sein, wenn der Lehrer die wertvollen Anregungen mit der Kenntnis seiner Schüler und ihres Seelenlebens zu verbinden weiß.

Evangelische Lebenskunde. Von Otto Eberhard. Stuttgart, J. F. Steinkopf 1928. 286 S. 6.50, geb. 8 M.

Die evangelische Lebenskunde von diesem bekannten Religionspädagogen ist im Gegensatz zu der von Bungenberg rein theoretisch-

systematisch. Der Begriff „Lebenskunde" wird geklärt, und seine mögliche Verwirklichung in den verschiedenen Lebensaltern aufgezeigt. Eberhard begrenzt Lebenskunde nicht auf den Religionsunterricht, sondern fordert auch in andern Fächern, vor allem im Deutschen, eine Übermittlung wertvoller Bildungsgüter im Sinn der Lebenskunde: also Vertiefung und Neubelebung des alten „Gesinnungsunterrichts", der als Ziel und Inhalt die einheitlich-christliche Weltanschauung hat. Ich glaube, daß sich dieses Ziel bei den geistigen und sittlichen Nöten der Gegenwart in der Schule — auch in der konfessionellen — nicht erreichen, sondern höchstens vorbereiten läßt. Im Gegensatz zu Eberhard komme ich durch meinen Beruf als Deutsch- und Religionslehrerin immer mehr zu der Einsicht, daß die Jugendlichen bewußte Führung gerade auf dem Gebiet der Lebenskunde schroff ablehnen und „weltanschauliche Wertgebung" nur sehr vorsichtig in jahrelanger mühevoller Arbeit sich erreichen läßt.

Erna Ohm

Goethes Leben im Spiegel seiner Werke. Von Dr. Artur Müller. Eblermann, Deutsche Schulausgaben 138—141, je 80 S. Gebunden 4.20 M.

Die vier Bändchen geben einen auf genauer Kenntnis von Goethes Leben beruhenden Überblick über sein Schaffen durch geschickte Anordnung von Tagebuchstellen, Briefen und Zitaten. Man wird diese Bändchen im Deutsch-Unterricht bei Besprechung von Goethes Werken sicher mit Nutzen heranziehen können. Aber nicht nur Lehrer, sondern alle Goetheverehrer werden sich gern bei Goethe selbst über sein Leben und seine Werke in dieser handlichen Ausgabe orientieren.

Erna Ohm

Vom „weißen Kreuz" zur roten Fahne. Von Max Hoelz. Berlin, Malik-Verlag 1929. 393 S. 2.80, geb. 4.80 M.

Ein sehr interessantes Buch! Vielleicht das erste wirkliche Revolutionsbuch, was den heutigen Kriegsbüchern an die Seite zu reihen ist. Trotz aller Einseitigkeit lagert über dem Ganzen eine gewisse Objektivität, die auch dem Gegner gerecht zu werden versucht.

Dennoch habe ich das Buch unbefriedigt aus der Hand gelegt, und zwar aus zwei Gründen. Einmal sind in der Arbeit die subjektiven Erlebnisse zu stark betont worden. Viel weniger aufdringlich und grell schildern die National-Revolutionären in dem Buche „Wir klagen an" ihre Erlebnisse. Auch sie sprechen von den Kerkern der Bourgeoisie genau wie Hoelz. Aber es ist eine höhere, feinere und tiefere Tonart, die bereits den Rhythmus des neuen Deutschland, des neuen Deutschvolks ankündigt. In Hoelz dagegen spricht noch zu stark die Empfindung der primitiven zügel- und ziellosen Masse. Man fühlt, wenn Hoelz und seine Genossen zur Herrschaft kommen, sie werden sehr gut einzureißen verstehen. Ob sie aber wirklich fähig sind, aufzubauen? Damit komme ich zum zweiten Punkte: Man vermißt in der Biographie (Hoelz schildert seinen Lebensgang von der Jugend bis zur Entlassung aus dem Zuchthaus) zu sehr das Überdrückende. Es ist sehr gut geschildert, wie Hoelz aus bürgerlich-christlicher Einstellung sich durchringt zur atheistisch-kommunistischen Weltanschauung. Man fühlt aber, daß eines Tages auf These und Antithese doch noch die Synthese folgen muß: vielleicht nach einem neuen Zusammenbruch, nach einer neuen Niederlage.

Alles in Allem: daß die alte bürgerliche Welt nicht bestehen bleiben kann, das weist Hoelz zur Genüge nach. Aber gleichzeitig müssen wir feststellen, daß Menschen wie Hoelz, die sich so sprunghaft vom Gefühl und Haß bestimmen lassen, niemals die große deutsche Linie weiterführen können. Starker Zukunftswille spricht aus dem Buche. Jedoch es fehlt letzte Beschränkung und Zielsicherheit. Aber „in der Beschränkung zeigt sich erst der Meister".

Karl Strünckmann

Der Evangelisch-Soziale Kongreß in Frankfurt

2

Die Kongreßleitung hatte die rechten Referenten für das Eine große Thema gewonnen. Ungemein sympathisch die Persönlichkeit des „Arbeitgebers": Fabrikbesitzer Georg Müller in Oerlinghausen. Daß in ihm ein besondres „Berufsethos" bestimmend lebte, spürte man wohl. Erst das Werk, dann der Kapitalzins! Der „Herr-im-Hause"-Standpunkt ist verlassen, ein Zusammengehörigkeitsgefühl von Leiter und Arbeitern tritt an seine Stelle. Die Eigenverantwortlichkeit muß aber dem Unternehmer gewahrt bleiben bei aller Verantwortung gegenüber dem Volksganzen. Das Privilegium des Wagemuts scheint heute allein noch dem Schieber vergönnt. Der Staat überstürzt seine sozialpolitische Gesetzgebung, die industriellen Verbände übersteigern ihre Erziehungsarbeit, und die Intellektuellen stehen dem Stande und seiner positiven Leistung verständnislos gegenüber. So war das positive Bekenntnis zur Berufsfreudigkeit des Arbeitgebers von einem Unterton der Resignation begleitet.

Eine ganz andre Erscheinung der Sprecher zur Berufsethik der „Arbeitnehmer": Fritz Tarnow, Vorsitzender des Holzarbeiterverbandes, gleichwie Müller Mitglied des Reichswirtschaftsrats, ein bewährter Vorkämpfer der Freien Gewerkschaften. Überaus klug und witzig vertrat er den Sozialismus, unverkennbar im Vollgefühl der Überlegenheit seines Standpunkts gegenüber dem kapitalistischen oder kirchlichen seiner Zuhörerschaft. Ein Arbeitsethos, wie das früher möglich war, gibt es nicht mehr. Wohl aber ein soziales Ethos. Einst diktierte die Religion Jedem innerhalb seines Standes die Berufspflicht und die ihr entsprechende Zufriedenheit. Dieses Ethos ist mit der alten Wirtschaft zerschlagen. Für den Arbeiter ist dafür ein neues Ethos emporgediehen, das der Klassensolidarität. —

Man schämt sich fast, in so kurzen Worten von den inhaltschweren Vorträgen zu berichten. Aber es gilt ja nur anzudeuten, in welcher Richtung die Gedanken ungefähr liefen. Der Kontrast der beiden Pole war vollkommen. Versöhnung unmöglich. Auch der andre Referent zum Arbeiterethos konnte sie nicht bringen: August Springer, Verbandsvorsitzender der Evangelischen Arbeitervereine Württembergs, unserm Kongreß ein vertrauter Genosse. Er legte ein rückhaltloses Bekenntnis zur christlichen Berufsethik ab, allen modernen Ideen und Nöten zum Trotz; und es wäre schlimm, wenn man nicht annehmen dürfte, daß eine solche Gesinnung noch eben in den Herzen der „christlichen" Arbeiter zu finden wäre.

Es war ein Regiefehler, daß der Theologie-Professor D. Arthur Titius von Berlin, eine Säule unsers Kongresses, auf dem Programm als Korreferent zu dem ersten Referenten, dem Arbeitgeber, eingestellt war. Man hätte sich für den Anfang eine geschichtliche Einführung in den Berufsgedanken gewünscht, vom Mittelalter und Luther her bis zu Ritschl und Max Weber: an dieser Stelle konnte das Titius nicht geben. Oder man hätte ihn noch lieber als Schlußredner für das Ganze gesehen, das Fazit ziehend und die Konsequenzen für eine evangelisch-soziale Haltung. Ein solches Schlußwort erfolgte überhaupt nicht. Titius' Diskussionsrede am zweiten Tage konnte dafür nicht genügen, und Baumgarten, der der Berufenste dazu gewesen wäre, schwieg sich aus. Wir sind auf den älteren Kongressen durch Nobbe daran gewöhnt gewesen, irgendwie in einer Resolution unsre Meinung zu sammeln; als Zwang hat das sein Mißliches; aber die Nötigung zu einer autoritativen Schlußäußerung ist doch durch das Wesen des Kongresses gegeben. Wo die zwei Hauptredner so auseinanderklafften wie diesmal, war geradezu die Existenzfrage gestellt: Was will nun eigentlich der Evangelisch-Soziale Kongreß? Wo will er mit seiner Hilfe einsetzen?

Es gab ja Diskussionsredner genug. Durch den Fünfminutenterror, der am zweiten Tage sofort einsetzte, war die Möglichkeit gegeben, sie alle zu hören. Aber ein Kongreß wie dieser muß Zeit haben und Zeit lassen. Es liegt wenig daran, ob der Referent, der frühzeitig abreisen muß, das Schlußwort spricht, so wünschenswert das ist: an Tarnow war sein Schlußwort nicht das Beste, es erinnerte ein wenig an den Gebrauch, der in politischen Versammlungen von diesem Vorrecht gemacht wird. Man war ja während dieser Tagung dafür dankbar, daß dem Einen Thema die ganze Zeit zu Gebote stand. Und wenn sich Jemand die Mühe nehmen wird, aus dem stenographischen Bericht die Gedanken zu sammeln, die ausgesprochen oder angerührt worden sind, wird dieser Kongreß nicht schlecht fahren. Aber es ist nun einmal den meisten denkenden Menschen unmöglich, in fünf Minuten unter dem Damoklesschwert sich ruhig und gelassen auszudrücken. Über unnötigen Sätzen der Verlegenheit fällt die Hauptsache mehr oder minder unter den Tisch. Das Publikum amüsiert sich ja besser bei dem raschen Wechsel, daher die Beliebtheit dieses Verfahrens. Dem Ernst unsers Kongresses ist es nicht würdig. Es war auch nicht die Praxis seiner einstigen Tagungen. Männer wie Ernst Cahn und Waldemar Zimmermann hätten gewiß noch mehr zu sagen gehabt; Andere zogen es vor zu schweigen. Oder schwiegen die Nationalökonomen und Wirtschafter, weil es sich um Ethik und Ethos handelte? Mit Unrecht. Wie erfrischend und fördernd war das späte Auftreten des Dr. Schimmelpfeng von Breslau am ersten Tage, und auch der mutige Vorstoß des Arbeiters Zimmer von der Saar! Der Kongreß hat wahrhaftig das Ohr für solche „Gäste", er will nicht nur die Pfarrer hören. Er will auch diese hören, sie bilden doch das Rückgrat des Kongresses; aber den Wert des Kongresses macht aus, daß sie nicht allein sind. Den Wert des Kongresses macht aus, daß Leute reden, die etwas von diesen Sachen verstehen, und zwar so, daß Andre, die ein ernsthaftes Interesse daran haben, durch sie verstehen lernen.

Item, der Kongreß wird eine Zukunft haben, wenn er weiterhin glücklich bleibt in seinen Themen und Referenten, und wenn er fortfährt, die verschiedensten Geister um das freie Wort zu sammeln. Kirche und Volk haben alle Ursache, sich dieses Organs zu freuen. Nur muß der Kongreß sich noch mehr Ruhe gönnen, die Sachen auszutragen. — Die Leitung wird darauf hinweisen, daß dafür auch das Organ „Evangelisch-Sozial" und neuerdings das „Evangelisch-Soziale Institut" sorgen. Ich will das denn auch selbst tun. Das Institut ist eine Neugründung, unter dem Vorsitz des Historikers Walter Götz in Leipzig. Seine Räume befinden sich dort Schillerstraße 7. Vorlesungen, Arbeitsgemeinschaften, Bücherei, Zeitschriften. Die eigene Zeitschrift des Kongresses „Evangelisch-Sozial" gibt im zweiten Vierteljahrsheft 1929 darüber nähere Auskunft. Sie erscheint bei Vandenhoeck und Ruprecht in Göttingen, 5 M. das Jahr. Ebenda kommen die stenographisch aufgenommenen Verhandlungsberichte des Kongresses heraus.

Die Teilnehmer haben gewiß noch einen ganz besonderen Gewinn gehabt, wenn sie sich vom Baumeister Stadtrat Dr. May die Frankfurter Siedlungen zeigen ließen. Eine allerletzte Nummer der Tagung war die Einkehr auf dem Habertshof. Der Begriff Frankfurt wurde damit geographisch außerordentlich weit ausgedehnt, aber hoffentlich haben Etliche auch dies sich nicht entgehen lassen. R

Wöchentliche Chronik

Eine Kundgebung des DEKR gibt den Landeskirchen die Anregung, den 28. Juni, den Tag zehnjährigen Gedächtnisses an die Unterzeichnung des Versailler Friedens, als Trauertag zu begehen. „Mit allen gerecht Denkenden hält der Kirchenausschuß das Erzwingen eines Schuldbekenntnisses durch äußerste Gewalt für verwerflich."

Der DEKA empfiehlt den deutschen Landeskirchen, den 11. August als den zehnten Verfassungstag durch Gottesdienst feierlich zu begehen. FZ 423

Ein Schreiben der acht preußischen Landeskirchen an das preußische Staatsministerium wird veröffentlicht. Darin verlangen sie für sich einen mit dem Konkordat gleichzeitigen und gleichwertigen Vertrag. Der Kirchensenat der altpreußischen Landeskirche begrüßt das und fordert, falls allein ein Konkordat dem Landtage vorgelegt wird, sofortige Einberufung der Generalsynode.

Wahlen zu den Preußischen Provinzialsynoden. Brandenburg: Vereinigte Rechtsgruppen 86, Evangelische Vereinigung 28, Freie Volkskirche 24, Deutsch-Kirche 4, Sonderlisten 5. Pommern: Gemeinsame Liste 50, Lebendige Volkskirche 8, Deutsch-Kirche 6, Konfessionelle, Positive Union und Gemeinschaft gesondert 17.

Der Paritätische Ausschuß hat in Berlin seine zweite Sitzung gehalten: Ehescheidung und Konkordat.

Die deutsche Vereinigung des Weltbundes für Freundschaftsarbeit der Kirchen, der Friedensbund Deutscher Katholiken und der Jüdische Friedensbund haben sich zu einer Arbeitsgemeinschaft der Konfession für den Frieden zusammengeschlossen.

Die Frankfurter Zeitung ist „ein Beispiel, wie sich mit einem Mindestmaß an Konzessionen an Geldgeber und Massengeschmack sogar eine Tageszeitung sauber und anständig durchhalten läßt. Man hätte durch eine erfolgreiche Attacke auf eine traditionelle Unabhängigkeit dieses Blattes ein wertvolles Gut der deutschen Publizistik gefährdet". Dem „Tagebuch" zustimmend EvD 20

Die Evangelische Kinderpflege zählt 3310 Evangelische Tagesstätten mit 184 360 Plätzen und 7374 Berufsarbeiterinnen, 2 Evangelische Jugendleiterinnenseminare und 20 Evangelische Kindergärtnerinnen- und Hortnerinnenseminare mit staatlicher Anerkennung.

Die Deutsche Evangelische Missionshilfe hat nach der Berufung ihres Direktors Dr. Freytag nach Hamburg ihre Geschäftsstelle nach Hamburg 13 Alsterchaussee 11 verlegt.

In einer sehr verbreiteten Leipziger Tageszeitung steht im Bericht über eine Stahlhelmfahnenweihe: „Sodann hielt Stahlhelmpfarrer R. R. die Weiherede." FVK 6

In Eisenach ist eine evangelische Bräuteschule eröffnet worden, die für die Ehe nicht nur in Hauswirtschaft und Säuglingspflege, sondern auch innerlich vorbereiten soll.

Der Landeskirchentag von Mecklenburg-Schwerin nahm ein Kirchengesetz betreffend die Vorbildung und kirchliche Verwendung von Pfarramtshelferinnen an. Auch für das kommende Geschäftsjahr mußte der Abzug von den Gehältern der geistlichen Beamten der Landeskirche beibehalten werden.

Der württembergische Landeskirchentag hat das Wahlgesetz dahin geändert, daß mit Ausnahme des Bezirks Stuttgart einfache Mehrheitswahlen mit zwei Ersatzmitgliedern für jeden Abgeordneten stattfinden sollen.

Die Kirchensteuern in Bayern ergaben für die katholische Kirche bei 4 % 3 997 600, bei der Evangelischen rechts des Rheins bei 5 % 3 311 000, in Pfalz 760 000, bei der israelitischen Kultusgemeinde 522 000, bei der Altkatholischen Kirche 25 000 M.

Die sozialdemokratische „Münchner Post" lehnt jede Nachricht von Freidenkerversammlungen ab und nimmt darüber nur bezahlte Inserate auf, während sie die religiösen Sozialisten fördert. Dagegen verweigert die „Leipziger Volkszeitung" den religiösen Sozialisten sogar den Inseratenteil.

1927 wurden in Deutschland 36 499 Ehen geschieden, 2344 mehr als im Vorjahre.

Die „Heiligen der letzten Tage", die Mormonen, zählen in Deutschland rund 12 000.

Der Rat der Fédération Protestante de France hat die Anstellung eines besonderen Geistlichen zur seelsorgerischen Betreuung der etwa 15 000 Fremdenlegionäre beschlossen.

Auf Ansuchen der Regierung des Freistaates Irland sind die diplomatischen Beziehungen zwischen ihm und der Kurie wieder hergestellt. DEK

Der Papst hat den heiligen Pfarrer Ars zum Patron aller Pfarrer der katholischen Welt erhoben.

Der „Osservatore Romano" ist nach Beilegung der römischen Frage wieder wie bis 1919 direkt dem römischen Stuhl unterstellt.

In Ungarn wurde ein protestantischer Preßverband gegründet. Vorsitzender der reformierte Bischof Báltazar-Debrecen.

Die beiden protestantischen Kirchen in Ungarn ersuchten die Regierung, den Karfreitag zum Landesfeiertag zu erklären.

An der theologischen Fakultät von Lancaster wurden drei Stipendien für reformierte Theologen aus Ungarn begründet.

Der evangelische Kirchendistrikt in Südslavien hat eine neue strengere Prüfungsordnung für Pfarrer, Prediger und Lehrer beschlossen. Der theologische Nachwuchs studierte früher auf ungarischen, jetzt auf deutschen oder schweizerischen Universitäten.

Der rumänische Senat hat mit 93 gegen 9 Stimmen das Konkordat mit dem Vatikan ratifiziert.

Die neuen russischen Kirchengesetze werden von Rykoff dahin erläutert, daß nicht etwa irgendwelche administrative Zwangsmaßnahmen gegen die Religion beabsichtigt seien; allen Bürgern wird die Freiheit des Glaubensbekenntnisses sowie die Freiheit der Propaganda gegen das Rauschgift der Religion zuerkannt.

Die vorbereitenden Kommissionen für die Verschmelzung der Reformierten Kirche, der Vereinigten Brüder in Christo und der Evangelischen Synode von Nord-Amerika, die zusammen 9000 Gemeinden und 1 Million Mitglieder zählen, schlagen als gemeinsamen Namen „Die vereinigte Kirche in Amerika" vor. Die Generalkonferenzen sollen den Plan beraten, man hofft nach und nach auch andere Kirchengemeinden zum Anschluß zu bewegen. Methodist 21

Der Britische Botschafter in New York hat sich für seine Person bereit erklärt, auf das Vorrecht des diplomatischen Korps, alkoholische Getränke einzuführen, zu verzichten und sich mit den übrigen Mitgliedern des diplomatischen Korps deswegen in Verbindung zu setzen.

Die Mexikanische Regierung hat beschlossen, bei ihren Veranstaltungen keinen Alkohol mehr zu servieren.

Das indische Volk hat gegen den Widerstand der Regierung in der Alkoholbeseitigung Erfolge errungen wie noch kein Staat der Weißen. Etwa 70 Prozent der Kneipen sind verschwunden, die Pacht einer Kneipe kostet mehr, als sie einbringt, weil das Volk, das frei und rein werden will, nicht hineingeht. Sieben indische Staaten haben auf Verlangen der Bevölkerung ein gesetzliches Alkoholverbot eingeführt. MutChr 19

Von Personen. Abgelehnt: Halle von Professor D. Paul Althaus in Erlangen; Marburg von Professor D. Mowinckel in Oslo. Angenommen: Basel von Professor D. Baumgartner in Gießen. (Berufen:) Privatdozent Lic. Eduard Sachße in Münster wurde Professor am Predigerseminar Herborn. Gewählt: Professor D. Wobbermin in Göttingen zum ordentlichen Mitglied der Gesellschaft der Wissenschaften daselbst. Promoviert: Oberkirchenrat Ernst Schulz in Karlsruhe zum D. von Heidelberg, Präsident des Kirchenrats Landgerichtsdirektor Dr. Schröder in Hamburg von Rostock, Jugendpfarrer Wüterich in Stuttgart von Tübingen. E St

Verschiedenes

Unsere Balten

In Nummer 24 der CW 1928 habe ich das schöne Buch „Versunkenes" von Helene Hoerschelmann besprochen. Ich habe dabei der heimlichen Liebe zu den Balten Ausdruck gegeben, bin dann aber fortgefahren: „Der Blick in dies Land kommt nicht von der Frage los: Mußte dies Land versinken? Man weiß wohl, die deutschen Balten haben auch Arbeit, Lebensernst und Verantwortlichkeit gekannt. Nebenher war es aber doch für die deutsche Schicht vor allem das Land des Genusses; eines feinen, vielfach durchgeistigten Genusses, aber doch des Genusses. Wenn anders Helene Hoerschelmann Recht hat. Mit dem Genuß ist auch viel Genüt, viel Poesie, viel reicher Lebenswert versunken; aber ich komme nicht davon los: es war manches wert, daß es zu Grunde ging. Auf keinen Fall verträge sich die Lebensgestaltung, von der Helene Hoerschelmann schreibt, mit dem sozialen Gewissen der Gegenwart." Diese Sätze haben im Baltenland Betrübnis und Bitterkeit hervorgerufen. Man fühlt sich dort mit Recht auf dem Vorposten der deutschen Kultur und erwartet aus Deutschland, gleichfalls mit Recht, Anerkennung und Rückenstärkung. Das darf uns Reichsdeutsche aber doch nicht abhalten, gelegentlich ein Wort der Kritik zu äußern; namentlich dann nicht, wenn es sich um die Vergangenheit handelt und uns das Material aus dem Baltenland selbst unterbreitet wird. Das Baltenland war doch nicht heilig und unverletzlich! Die Liebe liest freilich mit empfindlichen Augen und liest deshalb auch oft ungerecht; das darf aber den Rezensenten nicht abhalten, nach bestem Gewissen zu urteilen.

Nun scheint meine Besprechung aber auch von nichtbaltischer Seite gegen unsere Balten ausgenützt zu werden; nur so kann ich mir den Brief erklären, den ich aus dem Baltenland erhalte. Darnach soll ich in meiner Besprechung geschrieben haben: „Die Balten als Genußmenschen, wenn auch im feinsten Sinn, seien wert zu Grunde zu gehen." Da steht denn doch nicht nur der gute Ruf des Baltenlandes, sondern auch

meine eigene Ehre und die der „Christlichen Welt" auf dem Spiel. Wo in aller Welt habe ich einen solch bösen Satz geschrieben? Man lese doch die obigen Zeilen nochmals durch! Sie handeln erstens nicht von den jetzigen Balten und ihrer kulturgeschichtlichen Aufgabe, sondern von dem Baltentum der Vergangenheit, das Helene Hoerschelmann selbst als versunken bezeichnet. Sie sagen aber auch zweitens nicht, daß die Balten der Vergangenheit wert gewesen seien, zu Grunde zu gehen, sondern sagen nur, gestützt auf Helene Hoerschelmann: „es war manches wert, daß es zu Grunde ging." Also, nicht das Baltentum, nicht die Balten, sondern manches in ihrer Lebensgestaltung. Und selbst dieses Urteil habe ich durch den Bezug auf das soziale Gewissen der Gegenwart noch eingeschränkt. Dieses Urteil gibt den Gegnern der Balten keinerlei Recht, die Balten zu bekämpfen, gibt aber auch den Balten kein Recht, mir zu zürnen. Man darf doch aus einer Kritik nichts herausholen, das nicht darinnen steht! War denn im alten Baltenlande wirklich alles so, wie es sein sollte? Ich nehme keinen Anstand, auch vom alten kaiserlichen Deutschland, dem mein ganzes Herz gehört, zu urteilen: an ihm „war manches wert, daß es zu Grunde ging". Das Baltentum und seine kulturelle Bedeutung in Vergangenheit und Gegenwart steht so hoch, daß ihm mit den acht Worten wahrhaftig kein Abbruch geschieht. Um so weniger, als sie kein geschichtliches Gesamturteil, sondern nur den Eindruck wiedergeben, den ein einzelnes belletristisches Buch auf mich gemacht hat! Käme ein wissenschaftliches Gesamturteil in Frage, so fänden die Balten an mir einen begeisterten Lobredner; aber der eine Satz bliebe vermutlich auch dann bestehen.

Gerne füge ich noch bei, was mir über Frau Hoerschelmann geschrieben wird, nämlich, daß sie „trotz stark ästhetisch gefärbter Auffassungs- und Schreibweise im Weltkrieg in Moskau ein Maß von Aufopferung und Fürsorge für die reichsdeutschen Gefangenen aufgebracht hat, das man als heldenhaft, weil mit größter persönlicher Gefahr verbunden, bezeichnen kann." Das traue ich der Verfasserin des „Versunkenen" in vollem Maße zu; auch ihre ästhetische Auffassungs- und Schreibweise hat mir helle Freude gemacht. Beides, ihre großen literarischen Fähigkeiten und ihr deutscher Mut, seien ihr dankbar bezeugt! Johannes Kübel

Eine eigenartige Ausstellung

Die Arbeitsgemeinschaft Kunstdienst, Dresden hat in ihren Räumen eine denkwürdige kleine Schau im Kammerstil zusammengebracht mit dem Titel „Hingabe". Hingabe in allen Stärkegraden des Erlebens und Erleidens bis zur Opferung des eigenen Lebens. Hingabe für die verschiedenartigsten religiösen und politischen Weltanschauungen wird in durchaus neuartiger Weise illustriert und deutlich gemacht. Sozusagen bis zum Greifen deutlich gemacht. In der gewinnendsten Weise sind bildhafte und gegenständliche Darstellungen und Dokumente zum Thema gewissermaßen in einem laufenden Band der Hingabefähigkeit der menschlichen Seele und der menschlichen Überzeugung vereinigt.

Vom Geusenpfennig der protestantischen Niederländer bis zu Gandhis Spinnrad-Propaganda — von dem Leitmotiv Pestalozzis: eine Treppe der Menschenbildung zu bauen in das Haus des Unrechts, das auch auf der überwältigenden Kundgebung für den Völkerfrieden der Deutschen Lehrerversammlung 1929 im Zirkus Sarasani zitiert wurde, bis zu den herrlichen Dokumenten menschlicher Hilfsbereitschaft, die der „Krassin" über alle politischen Grenzen hinweg geschaffen hat — von Gustav Landauers Opfertod für die Gewaltlosigkeit bis zu dem hohen Lied von der Hingabe, das das Leben von Jane Addams in Chicago noch heute darstellt, sind Dokumente von ergreifendster Überzeugungskraft zusammengetragen. Gewaltige Summen von Energien zu idealer Lebensgestaltung ruhen in der menschlichen Brust. Diese Zeugnisse, in verdienstvollster, selbstlosester, entpersönlichender Kleinarbeit zusammengetragen, beweisen es.

Wenn auch am Schluß der Ausstellung ein tiefer, resignierter Seufzer gewissermaßen bildhaft gemacht ist (Europa ist nicht mehr christlich ...), wenn auch die Menschheit heute scheinbar völlig mit Sport, Kino und Vorbereitung für den Giftgaskrieg beschäftigt ist, so wissen wir doch aus den Dokumenten der Frontkämpfer, die sich von Tag zu Tag mehren, daß selbst in den infamsten Greueln des Krieges, in der seelischen Verwüstung zwanghafter Leistungen für verlogene und abgestorbene Ideale das Bedürfnis nach Hingabe an die Kameraden nicht erloschen war. Diese schlichte Schau, die sicherlich als treibende Melodie in manchem Unterbewußtsein manchen Beschauers lebendig werden wird, — sie wird sicherlich kein Schuß in den Nebel sein, sondern ein Ton in der Frühe neuen gesellschaftlichen Verantwortungsgefühls. Schon die Achtung auch vor den Leistungen des politischen Gegners ist ein Beweis dafür.

Der Kunstdienst Dresden wird die Ausstellung, die in seinen Räumen Walpurgisstraße 15 II untergebracht ist, bis 15. Juli geöffnet halten und gibt sie dann als Wanderausstellung zunächst nach Berlin, Kassel, Stettin weiter.

Martha Freund-Hoppe

Indiskrete Frömmigkeit

Der Bischof von Madrid brandmarkt mit diesem Namen das Vorkommnis, daß ein Zuckerbäcker Bonbons verkauft als „Herz-Jesu-" und „Heilige-Jungfrau-Karamellen", buntes Papier mit entsprechenden Bildern umhüllt sie. Der Bischof macht darauf aufmerksam, daß sie beim Genuß weggeworfen und mit Füßen getreten werden. FZ 410, der wir diese Notiz entnehmen, führt viel Analoges auf, woran die Spanier keinen Anstoß nehmen. Eingemachte Kürbisfasern heißen „Engelshaar" (cappello de angel), gewisse Pasteten „Himmelsspeck" (tocino del cielo), eine andre Süßigkeit „Heiligengebein" (huesos de santo). Man soll unseres Erachtens dergleichen nicht tragisch nehmen, es bezeugt Volkstümlichkeit einer Religion. Wenn nicht blanker unfrommer Eigennutz es neu erfindet, wofür denn jener Artikel in FZ üble Beispiele darbietet. Aber auch das hat sich gerächt, wenn mit Genehmigung des spanischen Diktators neulich ein Um-die-Welt-Flugzeug „Jesus der großen Macht" (Jesus del gran poder) getauft wurde; der erste Flug machte dem Namen gar keine Ehre. Der Bischof von Madrid ist doch auf dem richtigen Wege. R

Zum Bubikopf

Im Protestantenblatt Nr. 21 begegnet uns eine hübsche Reminiszenz. Darnach finde sich in der Hausordnung eines evangelischen Damenstiftes, Kloster Berge bei Magdeburg, aus dem Jahre 1667 folgender Satz:

„Die langen Haare, zu Zöpfen geflochten oder gescheitelt oder zu beiden Seiten aufgesteckt, sind für unsere jungen Mädchen und Frauen ein Zeichen sündhafter Eitelkeit und verwilderter Sitte. Unsere Pensionäre haben ohne Ausnahme kurze Haare zu tragen, nicht länger als zehn Zentimeter, glatt und rückwärts gebürstet. Nur so können sie der wahrhaftigen, kirchlichen Gnade teilhaftig werden."

Se non è vero, è ben trovato. Quellenangabe fehlt, und Ausdrücke wie „Pensionäre" und „Zentimeter" sind verdächtig, denn um eine Übertragung aus dem Lateinischen etwa kann es sich doch in diesem Falle nicht handeln. Aber für die Moralisten ist es eine gute Mahnung. Und vielleicht ist etwas an der Sache? Der Historiker hat das Wort. R

Kleine Mitteilungen

Ein fataler Druckfehler hat sich in Nr. 11 Sp. 527 Z. 3 v. u. eingeschlichen. Es muß natürlich heißen: K. Heim. Und wenn der Leser einmal bessert, so bitte Sp. 539 Z. 10 v. u. eine für ohne.

Sehr ernst ist die Nachricht von der Maßregelung des Pfarrers Knote durch das bayrische Spruchkollegium, die unsre Chronik in voriger Nummer Sp. 557 gebracht hat. Wir warten die Begründung des Urteils ab, ehe wir uns dazu äußern. Vgl. einstweilen unsern Jahrgang 1925 Nr. 7/8 Sp. 168 ff. (Geyer), auch 11/13 Sp. 279 f.

Ereignisse und Kundgebungen, zu denen wir nicht schweigen können, häufen sich. Andern würden wir nichts, wenn wir uns mit unsrer leisen Rede beeilten. Lassen wir den 28. Juni vorüber. R

Versammlungskalender

19.—27. Juni Reformierter Weltbund Boston
26. Juni — 4. Juli Lutherischer Weltkonvent Kopenhagen
30. Juni — 27. Juli Arbeiterbildungskurs Evangelischsoziale Schule Spandau
15.—27. Juli Theologischer Ferienkursus Berlin
25. Juli — 4. August Weltverband der pädagogischen Vereinigungen Genf
2.— 9. August Internationaler Versöhnungsbund Lyon
8.—21. August Weltkonferenz für Erneuerung der Erziehung Helsingör
23.—25. August Weltbund für Freundschaftsarbeit der Kirchen Kassel
27.—29. August Kongreß für allgemeine Religionsgeschichte Lund
2.— 9. September Fortsetzungsausschuß Stockholm Eisenach
9.—12. September Deutscher Pfarrertag Bonn
12.—14. September Marburger Religionsgespräch Marburg
15.—20. September Gustav Adolf-Verein Breslau
25.—28. September Deutsche Philologen und Schulmänner Salzburg
1.— 3. Oktober Bund für Gegenwartchristentum Eisenach
4.— 6. Oktober Evangelischer Bund Koblenz
7. Oktober Freunde der Christlichen Welt Basel

Verantwortlich: Prof. D. Martin Rade, Marburg a. L.

Protestantenblatt. Hutten-Verlag G. m. b. H., Görlitz
Herausgeber W. Schubring, E. Pfalzgraf und Hennecke
Inhalt Nr. 22: Weltweite Frömmigkeit (Onnasch). Unsre Missionsarbeit in unsern Gemeinden (Pankow). 1529, Speyer, 1929 (Goldschmid). Was ein Missionsarzt in China erlebt (Haensel). Einheitsfront aller Religionen? Räuber und Soldaten, die Landplage Shantungs. Am Mühlenbach (Wendt). Von gestern und heute (Katechismusfeiern der Dorfkirche, Studentenheim der Ostasienmission, Einsichtnahme in den Religionsunterricht, Auflösung d. Dogmas). Büchertisch.
Inhalt Nr. 23: Gegenwartschristentum (Onnasch). Lessings religiöses Vermächtnis IIb (Gastrow). An die Abiturienten (Ey). Der deutsche Protestantenverein (K. Rothe). Altes und Neues (Sulze). Kurs halten (Lipp). Die Seele der Farbe (Jungnickel). Von gestern und heute (Ein christliches Hausbuch, Rundfunk in der Kirche, Theologia moralis, Aus Zeitschriften).

Monatlich zwei Nummern — Im Inland vierteljährlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Haltegebühr im Inland vierteljährlich fünf Mark, im Auslande fünf Mark plus Porto nach dem jeweiligen Posttarif. Einzelpreis der Nummer 90 Pf. — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile 20 Pf., bei sogenannten kleinen Anzeigen (z. B. Stellungsgesuchen) 16 Pf. Größere Anzeigen nach Tarif. — Postscheckkonto Erfurt 23182. Für Schweizer Bezieher: Postscheck Zürich Nr. VIII 12 267 — Leopold Klotz Verlag, Gotha

Druck von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 6. Juli